Germ. sp.
403
nf

Germ. sp.
403 nf

[Schelger]

772.
641

B. 207

Das

Kurfürstenthum Hannover
unter den Franzosen
in den Jahren 1803, 1804, 1805
und
dessen fernere Schicksale
nebst
einer genauen Karakteristik
des
Französischen Militärs
von
einem Augenzeugen.

1806.

Inhalt.

I. Ursachen der Französischen Besetzung. Napoleons Zweke. Warum widersetzten sich die Nordischen Mächte nicht?

II. Frühe, aber sehr geheimgehaltene Vorbereitung zum Angriff. Gegenanstalten in Hannover.

III. Schneller Marsch der Franzosen. Geringe Anzahl dieser Truppen und ihrer Kanonen. Abschluß der Suhlinger Konvention. Rückzug der Hannöverischen Truppen ins Lauenburgische. Mortier's Marsch nach der Elbe und Lauenburg. Abschluß der Elbkonvention. Rückkehr der Hannöverischen Soldaten in ihre Heimath. Wovon bisher die Hannöverischen Offiziere ihren Unterhalt genossen? Auswanderung nach England.

IV. Französische Besitznahme von Lauenburg. Abreise einiger Hannöverischen Minister und des Kabinetraths Rudlof. Flucht mit den Hannöverischen Kostbarkeiten.

V. Besetzung Kurhavens, und Sperrung der Elbe und Weser. Englands Repressalien. Wahre Ursachen derselben. Nachtheile derselben. Neue Handlungswege. Schnelles Emporblühen der Städte Emden, Meppen, Varel, Stettin und vorzüglich Tönningen. Einzelne dahin gehörige Merkwürdigkeiten und Anekdoten.

VI. Meinung der Franzosen von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit der Hannöverischen Lande. Vermehrung der Truppen. Männliche, muthige Ergebung der Hanoveraner in ihr Schicksal.

VII. Trennung der Hannöverischen Minister. Ihr fortdauernder Einfluß. Errichtung der Exekutivkommission. Ihre Verdienste ums Land. Karakteristik der vornehmsten Mitglieder derselben. Das Landes-Deputations-Kollegium. Großer Nutzen desselben. Genaue Aufsicht der Franzosen über die öffentlichen Kassen, und eifrige Erforschung der Staats-Einkünfte. Befohlene Ausarbeitung der Statistik des Landes in Allgemeinen und der Provinzen insbesondere.

VIII. Absendung der Herren von Ramdohr und Hinüber nach Brüssel zum Oberkonsul. Erklärungen Napoleons. Erfolg ihrer Sendung.

IX. Erschöpfung des Kurstaats. Genaue Detaillirung der Ausgaben. Von Ankunft der Franzosen bis zum Abmarsch, mit besondern Anmerkungen, Erörterungen und vielen noch unbekannten Thatsachen. Art und Weise, wie diese Ausgaben bestritten wurden. Genaue Angabe der Hannöverischen Staats-Einkünfte, und Ausgaben. Geringer Ueberschuß. Gänzliche Unmöglichkeit, die Französische Armee aus diesem Ueberschuß zu erhalten. Genaue Angabe aller im Auslande gemachten Anleihen. Nicht zu überrechnende Summe der durch den Patriotismus der Hannoveraner selbst aufgebrachten Anleihen. Zusammenberufung eines Ausschusses zur Sicherstellung der Ausgaben. Ob diese Zusammenkunft nöthig war?

X. Darstellung der Last durch Einquartirung. Anzahl der Personen, die ein Bürger nehmen mußte. Kosten ihrer Unterhaltung. Große Noth der Stadtbewohner. Naturallieferungen. Rückhalt des Soldes für die Französischen Truppen, und Hemmung des so nöthigen Geldumlaufs. Sendungen großer Summen nach Frankreich. Verlust aller Stände. Verarmung der Einwohner. Auswanderungen derselben.

XI. Finanzoperation durch die Einlösung der Grafschaft Bentheim. Hannöverische Legion. Abberufung Mor-

Das
Kurfürstenthum Hannover
unter den Franzosen
in den Jahren 1803, 1804, 1805
und
dessen fernere Schicksale
nebst
einer genauen Karakteristik
des
Französischen Militärs.

Von einem Augenzeugen.

1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Beim Ausbruche des gegenwärtigen Seekrieges war das Kurfürstenthum Hannover das Land, worauf der Französische Kaiser zuerst sein Augenmerk richtete. Die Wahrheit gesagt, es war auch das einzige, worauf er es richten konnte. Um England zu überfallen, fehlte es ihm an einer hinreichenden Seemacht. Seit dem 8. März 1803, als der König von England die bekannte Botschaft über die Rüstungen Frankreichs an das Parlement erließ, war ein großer Theil der Englischen See- und selbst der Landmacht in Bewegung, und England also in völliger Kriegsverfassung. Kaum war der Krieg erklärt, so bedeckten die Englischen Schiffe das Meer, blokkirten die vorzüglichsten Häfen Frankreichs und verhinderten gleich das Auslaufen der Französischen Flotten und Transportschiffe.

Während der letztern Unterhandlungen zu Paris hatte Frankreich ebenfalls keine Zeit sich zu rüsten, oder sich zu irgend einer Expedition vor-

zubereiten. Die Unterhandlungen wurden zu schnell, und selbst eher, als es Frankreich vermuthete, abgebrochen. Was blieb also dem Französischen Kaiser anders als Hannover übrig? Die Engländer eilten, ihm seine Schiffe und seine Inseln wegzunehmen. Er nahm dagegen dem König von England seine Erbgüter weg.

Ohne Zweifel hielt er den Besitz des Kurfürstenthums Hannover für wichtiger, als er wirklich war, und nach der Erfahrung gewesen ist. Die militärische Stellung, die ihm dieser Besitz verschaffte, fällt beim ersten Anblick vortrefflich ins Auge. Er wurde dadurch Meister von den größten Strömen in Nord-Deutschland, von der Elbe und Weser, und ein dritter großer Strom, die Emse, kam dadurch gänzlich hinter dieser Linie zu liegen.

Sobald die Französischen Truppen über die Elbe ins Lauenburgische rückten, so bedroheten sie Holstein, Lübeck, Mecklenburg und selbst die Preußischen Staaten. Magdeburg, der einzige feste Ort an der Elbe, war dadurch schon so gut, wie umgangen. Und welche Vortheile schien es nicht zu gewähren, die Mündungen der Elbe und Weser zu beherrschen und sie gegen die Engländer sperren zu können? Schien es doch möglich, ihnen selbst den Sund zu sperren!

Aber einestheils hatte diese Stellung den

Fehler, den alle so berüchtigte Kordons-Ziehungen haben. Welch eine zahlreiche Mannschaft gehörte nicht dazu, um alle diese Gegenden von der Elbe und Weser bis nach Brest und noch weiter zu besetzen? Denn das war nur eine militärische Kette, die selbst bei dem bloßen Kriege mit England nicht wohl unterbrochen werden durfte. Und trat gar ein neuer mächtiger Feind im nördlichen oder südlichen Deutschland oder in Italien auf, so sprengte sich diese Kette von selbst, oder sie wurde gesprengt. Die Franzosen verließen schon das Hannöverische, als sie gewiß waren, daß der Krieg mit dem Deutschen Kaiser ausbrechen würde. Ich kann diese Stellung daher nicht für so wichtig und gefährlich halten, als sie ein Herr Louis ausgegeben hat. *)

Anderntheils erreichte auch der Kaiser durchaus seinen wahren Zweck durch diese Stellung nicht. Er wollte von dieser Seite den Engländern gänzlich ihren Handel sperren, und siehe dieser eröffnete sich bald so gute andere Wege, daß er fast gar nicht gehemmt wurde.

Ein anderer entfernterer Zweck schlug ebenfalls fehl. Der Kaiser kannte die außerordentliche Anhänglichkeit, die der König von England für sein innigst geliebtes Hannover hat. Er

---

*) In seinem kritisch. Journal, II. B. 9. St. S. 152. ff.

glaubte daher, daß er Hannover für Malta ohne weiteres herausgeben würde. Aber der Englische Monarch führte diesen Krieg um Malta nicht allein, und um Hannover gar nicht. Er unternahm ihn bloß des Englischen Interesses wegen, und aus Liebe zur Englischen Nation unterdrückte er seine Vorliebe für Hannover. Daher gab er Malta nicht heraus, und erwartete für sein Hannover eine günstigere Wendung des Schicksals.

Einen Zweck erreichte aber der Kaiser. Er konnte eine große Armee auf Kosten des Kurfürstenthums erhalten, und diese reichlich verpflegen und ausstatten lassen.

Indeß, er gedachte auch die obigen Zwecke zu erreichen, und eilte daher, sich alle diese Vortheile sobald wie möglich zu verschaffen.

Die Besetzung der Hannöverischen Lande war für eine so große Macht, wie Frankreich ist, zwar nur eine Kleinigkeit, jedoch wegen der Nordischen Mächte, die alle gewiß die Französischen Heere mitten im Herzen des nördlichen Deutschlands sehr ungern sahen, nicht ohne große Schwierigkeiten. Es kam daher darauf an, die Französischen Truppen eher hineinzubringen, als jene Mächte es vermutheten, und dagegen die nöthigen Maßregeln nehmen konnten. In der Regel hat immer der-

jenige gewonnene Sache, der am geschwindesten ist. Alle Unternehmungen Napoleon's zeichnen sich durch Schnelligkeit aus; daher wurden sie auch immer mit einem glücklichen Erfolge gekrönt.

II.

Sobald er den Krieg mit England voraussah, ließ er in aller Stille ein ansehnliches Truppenkorps bei Nimwegen in Holland zusammenziehen. Mit diesem Korps sollten sich die Truppen vereinigen, die zur Einschiffung nach Louisiana bestimmt waren, und sich bereits in Holland aufhielten. Die Armee war nicht groß, sie erregte daher kein Aufsehen. Dabei wurde alles so geheim gehalten, daß man im fernen Norden, selbst in England, ja gar in Hannover, an keinen so nahen Französischen Ueberfall dachte. Man ist wirklich gezwungen, diese Meinung anzunehmen, weil man fast gar keine Gegenvorkehrungen treffen sah.

Desto gewisser konnte Napoleon seinen Zweck erreichen. Whitwort's Unterhandlungen näherten sich ihrem Ende; der Krieg war vorauszusehen; die Französische Armee in Holland

mußte sich also sammeln und eilig vorwärts rücken.

Nun konnte ihre Bestimmung kein Geheimniß mehr bleiben; sie hatte auch bereits den Namen: Hannöverische Armee, angenommen, und die Richtung ihres Marsches selbst ließ keinen Zweifel übrig, daß Hannover überfallen werden sollte.

Daher entdeckte man denn überall die wahre Bestimmung dieser Truppen. Wer sollte es glauben, jetzt, da die Noth so nahe und so dringend war, entschloß man sich in Hannover, die nachdrücklichsten Gegenanstalten zu treffen. Auf einmal erscholl die Lärmglocke des Kriegs durch das ganze Land. Ein allgemeiner Landsturm wurde angeordnet. Von 15 bis 50 Jahren sollte alles zu den Waffen greifen. Nur die Einwohner des eben erworbenen Fürstenthums Osnabrück wurden nicht aufgeboten, oder vielleicht gar in der Eile vergessen.

Die Aemter konnten indeß die Mannschaft nicht so schnell und in solcher Anzahl stellen, als man erwartet hatte. Häufig flüchteten auch die jungen Leute ins Ausland. Kurz, man merkte sehr früh, daß der Landsturm nicht zu Stande zu bringen war. Aber siehe, nun wollte man auch eben, weil er nicht zu Stande kommen konnte, nicht das Ansehn haben, daß man ihn

aufgeboten hatte. Und doch hatte das Aufgebot in allen Zeitungen gestanden!

In dieser dringenden Noth entschloß man sich daher, zwar auf das allgemeine Aufgebot Verzicht zu leisten, indeß aber so viele Rekruten auszuheben, als möglich war, und so alles Militär, was man aufbringen konnte, hinter der Weser zusammenzuziehen.

III.

Hier wollte man die Franzosen erwarten. Diese rückten inzwischen mit reißender Schnelligkeit unter Mortier heran. Sie eilten so sehr, um noch eher die Weser zu erreichen, als das Aufgebot zu Stande kommen konnte. Bis zur Weser fanden sie keinen Feind. Sie hatten dafür mit äußerst schlechten Wegen und mit immerwährender regnigter Witterung zu kämpfen. Diese dauerte vom Mai bis zur Mitte des Junius 1803. Der Weg der Franzosen in Holland und Westphalen gieng durch lauter Haiden und Moräste, und diese standen überall voll Wasser, so, daß die Soldaten bis an die Knie, ja oft bis an den Leib durch das Wasser waten mußten. Dessen un-

geachtet schritten sie so schnell vorwärts, daß ihr Marsch von der Holländischen Gränze bis zur Weser kaum 14 Tage dauerte. Sie rückten in so dichten Haufen heran, daß oft 500 Mann in einem Bauernhause einquartirt werden mußten. Und doch war die Anzahl der Kranken ohne alle Bedeutung. Die ganze Avantgarde unter Drouet zählte nicht ein Dutzend.

Die Armee war übrigens sehr klein. Sie bestand nur aus 14 bis 15000 Mann. Sie hatte, wie gewöhnlich, weder Magazine noch Zelte, und eben so wenig Artillerie. Es war zu mühsam, die Kanonen durch die Haiden und Moräste zu schleppen. Das ganze Gepäcke der Armee bestand nur aus wenigen Wagen, welche die Mantelsäcke der Offiziere enthielten.

So marschirten die Franzosen mit ihrer gewöhnlichen Leichtigkeit vorwärts. Vor Suhlingen geriethen die Vorposten an einander. Es kam zu einem unbedeutenden Scharmützel. Die Folge desselben war die — Eroberung des ganzen Kurfürstenthums Hannover.

Um einen so mächtigen Feind durch keinen vergeblichen Widerstand zu erbittern, entschloß sich die Hannöverische Regierung am 3ten Junius 1803, das Land auf Kapitulation zu übergeben. Dies geschah durch die bekannte Suhlinger Konvention, vermöge welcher die Hannöveri=

schen Truppen sich hinter die Elbe ins Lauenburgische zurückziehen und während des Kriegs bis zu ihrer Auswechselung nicht gegen Frankreich dienen sollten.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der Abschluß derselben politisch war oder nicht. Mir scheint dieser Streit sehr unnütz zu seyn. Hannover war sich allein überlassen. Selbst das befreundete England schickte keine Hülfe, ob es gleich hieß, daß der General Hutchinson ein zahlreiches Englisches Truppenkorps zu Kuxhaven landen sollte. Rußland war zu entfernt, und wußte kaum, daß die Franzosen wirklich auf dem Marsch nach Hannover waren. Preußen aber wollte durchaus keinen Antheil an dem Kriege nehmen. Es wollte sich um Hannover nicht der Gefahr eines Krieges mit den Franzosen aussetzen.

Und was das heilige römische Reich betrifft, so fand dieses in seiner Heiligkeit nicht rathsam, die geringste Notiz von der Sache zu nehmen. Was blieb also dem Hannöverischen Ministerio übrig, als das Land auf Kapitulation zu übergeben? Hannover für sich allein, welches ohne Osnabrück nur 900,000 Einwohner enthält, war doch in der That zu ohnmächtig, um es mit dem übermächtigen Frankreich aufzunehmen! Hätte die kleine Französische Armee auch zurückgeschlagen werden können, was würde dies gefrommt

haben? Die Franzosen wären in gedoppelter Anzahl wieder erschienen, hätten eine schreckliche Rache genommen, und das Loos der Hannöverischen Lande würde noch unglücklicher ausgefallen seyn, wie bisher.

So eroberten die Franzosen ohne Mühe mit einigen Flinten- und Kanonenschüssen, ein zwar großes, aber wenig volkreiches und wenig gesegnetes Land. Ihre kleine Armee, womit sie eingerückt waren, vermehrte sich von Tage zu Tage. Fünf und zwanzig tausend Mann und noch mehr, überschwemmten nach und nach das arme verlassene Land.

Aber noch hielten sie sich nicht gesichert. Mortier scheint den Fehler begangen zu haben, daß er nicht gleich bei der Suhlinger Konvention die Auflösung des ganzen Hannöverischen Korps stipulirte.

Ohne Zweifel würde die verlassene Hannöverische Regierung diese Bedingung so gut wie die übrigen eingegangen seyn. Denn allein konnte sie es doch nicht mit Frankreich aufnehmen. Und da sie immer verlassen blieb, und dieses gewiß auch für die nächste Zukunft voraussehen konnte, so würde sie wahrscheinlich auch diese Bedingung unterzeichnet haben.

In Frankreich sah man bald, daß es gefähr-

lich war, ein so zahlreiches und so braves Korps in den entferntesten Theile des Kurfürstenthums zu lassen. Man dachte zugleich an die ehemalige Konvention im Kloster Seven zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, die der König von England damals nicht genehmigen wollte, weshalb die Hannöverischen Truppen wieder zu den Alliirten des Königs von Preußen stießen, und mit diesen ein beträchtliches Korps bildeten. Man argwohnte von den Hannöverischen Truppen im Lauenburgischen ein Gleiches. Man wünschte auch ohne Zweifel die Auflösung des Korps darum, weil es meistens aus unverheiratheten Landeskindern bestand, die nun wieder zu ihren Eltern und Verwandten zurückkehren konnten, und also nicht mehr besoldet zu werden brauchten. Dieser Sold war sehr beträchtlich, und konnte zum Behuf der Französischen Armee ganz vortrefflich verwändt werden.

Man schickte daher die Suhlinger Konvention zur Ratifikation an den König von Großbritannien. Aber der König ratificirte sie nicht. Deshalb machte nun Mortier Anstalten das Korps im Lauenburgischen aufzulösen. Mehrere Truppen rückten aus Frankreich nach. In Osnabrück wurde unter Desolle eine Reserve-Armee zusammengezogen. Mortier rückte nun gegen das Lauenburgische vor. Das Land trug alle Ko-

sten zum Angriff seiner eigenen Landeskinder. Man erwartete blutige Auftritte; denn die Hannöverischen Truppen hatten den besten Willen und glühten vor Muth. Aber Walmoden, der den Oberbefehl über die Hannöverischen Truppen hatte, kapitulirte, und konnte, so verlassen, wie er war, auch keinen bessern Entschluß ergreifen.

So entstand am 5ten Jul. 1803, die Elbkonvention, wodurch die ganze Hannöverische Armee aufgelöset wurde, und die Waffen niederlegen mußte. Bloß die Offiziere und Unteroffiziere behielten ihren Degen und ihre Habschaften, die Gemeinen mußten, ohne fernere Besoldung zu erhalten, in ihre Heimath zurückkehren. Für die Offiziere war zwar nichts wegen ihrer Besoldung festgesetzt. Aber das Land übernahm sie, so wie die der Unteroffiziere und der verheiratheten Soldaten. Davon haben diese bisher nothdürftig gelebt; denn auch bei ihnen war der Sold immer im Rückstande, die letzte Zeit gar 8 Monate.

Vielen Offizieren und Gemeinen behagte dieser schwächliche Zustand nicht. Sie suchten daher ihren König in ihrem zweiten Vaterlande auf: sie giengen nach England und traten in Englische Dienste. So entstand die Englisch-Hannöverische Legion.

IV.

Nach abgeschlossener Elbkonvention nahmen die Franzosen sogleich von dem Herzogthum Lauenburg Besitz. Die wichtige Festung Ratzeburg kam in ihre Gewalt, und wurde ihre Waffenniederlage. Die Eroberung dieser neuen Provinz brachte ihnen wieder neue Vortheile. Sie konnten nun noch mehrere Truppen im Hannöverischen unterhalten; sie waren nunmehr über die Elbe hinausgerückt, und glaubten durch die an den Gränzen Holsteins und Mecklenburgs aufgestellte Macht den ganzen Norden in Furcht zu erhalten.

Aber nicht einmal die nächsten Nachbaren, der Herzog von Mecklenburg und noch vielweniger der Kronprinz von Dännemark, geriethen in Besorgniß. Der letztere hatte schon vorher ein Korps von 20 tausend Mann im Holsteinschen zusammengezogen. Dies war hinreichend die Sicherheit seiner Staaten und die freie Schiffahrt des Sundes zu erhalten. Die Dänen sind ein tapferes Volk; ihr Kronprinz ist ihr Abgott. Die Französische Armee im Hannöverischen war also nicht stark genug, ihnen Bangigkeit einzuflößen. Was die Franzosen nicht wissen werden: Dännemark ist im Stande ein Heer von 100,000 Mann zu stellen, das aus lauter Ein-

gebornen besteht, die alle mit Enthusiasmus für ihr Vaterland und ihren Kronprinzen eingenommen sind.

Aber auch in Mecklenburg war man ohne Furcht. Alle Schätze, welche die Hannoveraner retteten, wurden nach Schwerin gebracht, und die Hannöverischen Minister, die bisher die meiste Gewalt ausgeübt hatten, die Herren von Arnswaldt und der Graf von Kielmannsegge, zogen sich, mit dem allvermögenden Kabinetsrath Rudlof in diese Stadt zurück.

Französischer Seits foderte man zwar von dem Herzog von Mecklenburg=Schwerin Ersatz wegen des nach seinem Staate geflüchteten Hannöverischen Schatzes; allein der König von Preußen soll sich des Herzogs angenommen haben. Wenigstens unterblieb die Auslieferung des Schatzes. Nachher soll er nach Rußland eingeschifft seyn. Der Schatz bestand theils aus baaren Staatsgeldern, theils aus Kostbarkeiten, theils aus andern königlichen Gütern. Die Summe des Geldes ist so wenig, wie der Werth der andern Sachen, zu bestimmen, weil das Publikum nie darüber Aufklärung erhalten hat.

Auch die besten Pferde des Marstalls wurden nach Rostock eingeschiffet. Den Rest ließ Napoleon nach Frankreich kommen.

V.

Noch ehe die Franzosen das Lauenburgische besetzten, bemächtigten sie sich Kuxhavens und sperreten den Engländern ihre Schifffahrt auf der Elbe. Ein gleiches geschah auf der Weser. Indeß kamen doch noch viele Englische Schiffe durch, bald unter neutraler Flagge, bald durch goldenen Regen gedeckt. Ein solcher Regen hat bekanntlich einen großen Einfluß auf alle Waaren-Durchsucher. Insbesondere soll er leicht in Französische Hände schlüpfen. Nicht so sehr also, als die Franzosen es glaubten, schadeten sie durch ihre Sperrung den Engländern.

Diese hingegen fügten ihnen einen weit größeren Schaden zu. Zur Wiedervergeltung schickten sie einige Fregatten ab, welche die Elbe und Weser blokirten, und alle Schifffahrt auf diesen Strömen hemmeten. Das Gehäßige dieser Maßregel fiel auf die Franzosen, ob sich gleich einige Schriftsteller bemühet haben, es auf die Engländer zu wälzen. England erklärte sogleich, die Schifffahrt auf den beiden Strömen wieder frei zu lassen, wenn Frankreich seiner Seits Kuxhaven räumte und den Engländern auf diesen Strömen die freie Schifffahrt wieder gestattete. Allein Frankreich wollte sich dazu nicht verstehen. Preu-

ßen litt sehr durch diese Blokade, wegen des Schlesischen Leinwandhandels; *) desgleichen Dänemark, wegen Altona, und mehrere andere Staaten Nord-Deutschlands. Preußen schickte daher den Kabinetsrath Lombard an Napoleon ab, um ihn zu bewegen, die gänzliche Freiheit der Flüße wieder herzustellen. Auch der Russische Gesandte Marcoff verwandte sich bei ihm für ihre Freiheit. Aber die Räumung Kuxhavens und die Aufhebung der Sperre für Brittische Schiffe konnten beide zusammen nicht bewirken.

Hamburg, das reiche, das thätige, litt den meisten Schaden durch die Elbblokade. Für Bremen war der Schaden, den die Blokade der Weser verursachte nicht so erheblich. Die Güter, welche die Bremer sonst über Bremerlehe und den Vegesack erhielten, kamen jetzt zu ihnen auf der Jahde durch das Herzogthum Oldenburg. Da Bremen auf beiden Seiten der Weser liegt, und ein Theil seines Gebiets am linken Ufer gerade an das Herzogthum Oldenburg gränzt, so konnten die Franzosen nicht hindern,

*) Der Schlesische Leinwandhandel geht durch Bremer und vorzüglich Hamburger Hände nach Spanien, Kadix und den beiden Amerika's. In Kadix ist es nicht möglich den Hamburgern wegen ihrer dasigen vielen Verbindungen das Gleichgewicht zu halten.

daß nicht nach wie vor alle Englische Waaren nach Bremen gelangten. Von hieraus wurde denn auch wie bisher ein Theil des nördlichen Deutschlands mit denselben versehen.

Aber freilich die eigene Schifffahrt der Bremer, wurde wie der Hamburger gar sehr eingeschränkt, obgleich auch beide Städte noch viele Schiffe in die See zu schicken wußten, und ihre Schifffahrt nie ganz aufhörte.

Auch Preußen wurde entschädigt durch die günstige Lage der Städte Emden und Stettin. Emden kam in einen sehr großen Flor. Alle Englische und Ost- und Westindische Waaren wurden nun über Emden in's Reich geführt. Die Straße von Frankfurt bis Emden war immer mit Frachtwagen bedeckt. Selbst Meppen an der Emse (jetzt dem Herzog von Arensberg gehörig) gewann außerordentlich durch diesen Handelsweg. Die Stadt, die sonst wenig reich war, ist ganz wohlhabend geworden.

Französischer Seits versuchte man zwar einmal durch die Besetzung Meppens den Gang der Englischen Waaren nach Frankfurt und so weiter zu hemmen. Man brauchte die Ankunft einer Menge Gewehre für Englische Rechnung zum Vorwand, um die Stadt mit Französischem Militär zu belegen. Aber noch ehe die Kompagnie

Französischer Truppen in die Stadt rückte, waren die Gewehre schon auf die Seite gebracht.

Indeß, weil solche Versendungen noch mehr geschehen konnten, so wollten die Franzosen Meppen nicht wieder räumen; und weil sie einmal da waren, so durchsuchten sie alle Schiffe, die auf der Emse ankamen, um die Versendung der Englischen Waaren zu verhindern. Die Französischen Kommissairs sollen aber nirgends nachsichtiger gewesen seyn, als hier, und nirgends soll der goldene Regen bessere Wirkung gethan haben.

Indeß war Preußen alles daran gelegen, daß die Freiheit des Emsehandels nicht eingeschränkt wurde. Es bestand daher mit Nachdruck auf die Räumung Meppens, und so zog sich denn auch die Französische Kompagnie aus dieser Stadt zurück.

Auch Stettin gewann durch seine günstige Lage an der Oder, die bekanntlich nicht weit davon in die Ostsee fließt. Aber weil die Schiffahrt auf dieser See beschwerlich und mit Gefahr verbunden ist, so kam Stettin nicht so empor, als man anfangs glaubte. Selbst die Ausfuhr der Schlesischen Leinwand, geschah nach wie vor über die Elbe. Statt sie von Hamburg aus zu versenden, wurde sie nunmehr von Tönningen aus, und zwar meist wie bisher durch Hamburgische Kaufleute versandt.

Tönningen, welches an der Eider im Herzogthum Schleswig liegt, und vermittelst dieses Flußes und des Rendsburger Kanals mit der Ostsee in Verbindung steht, zog die meisten Vortheile aus der Blokade der Elbe. Während derselben war es das zweite Hamburg. Die ganze Schifffahrt, die ehemals über Hamburg geführt wurde, wurde nun über Tönningen geführt. Sie gieng von London und andern Englischen Orten gerade nach Tönningen, von da durch die Eider und den Kanal, entweder auf der Achse nach Hamburg, oder direkt nach Gothenburg und so nach Schweden und Rußland.

Es fehlte aber der Stadt Tönningen an erfahrenen und reichen Kaufleuten, besonders an solchen, die großen langjährigen Borg geben konnten, und im Auslande Bekanntschaft und Zutrauen hatten. Daher ließen sich hier viele fremde Kaufleute, besonders Hamburger nieder und errichteten hier Komtoire. Dadurch kam denn Tönningen schnell empor, die Stadt wurde reich und die Bürger wunderten sich, aus ihrem bisherigen Mittelstande so plötzlich in einen hohen Wohlstand gerathen zu seyn. So wurde Tönningen der Stapelort aller nach Deutschland zu versendenden Güter. Bis zur Elbe mußten sie freilich auf der Achse gebracht werden. Von Tönnin-

gen bis Hamburg kann man aber schon in 24 Stunden kommen.

Und was die übrigen Kosten des Umwegs betrugen, so mußten ihn die Käufer und nicht die Verkäufer stehen. Ganz Holstein gewann durch diesen neuen Handelsweg. Auch Lübeck wußte ihn ebenfalls durch seine vielen Verbindungen bestens zu benutzen. In Tönningen selbst herrschte schon nach einem Jahre ein großer Luxus; da, wo man sonst Karren sah, sah man jetzt Kabriolets und Kutschen, wo man sonst Silbermünze zählte, zählte man jetzt Gold. Vor der Sperrung der Elbe betrug der Zoll zu Tönningen jährlich nur 20 bis 30,000 Rthlr. Im Jahre 1804 brachte er über 200,000 Rthlr. ein.

Auf diese Weise verlor denn England nichts durch die Französische Handelssperre. Englische Waaren wurden nach wie vor über das ganze feste Land selbst bis nach Frankreich verbreitet, und England behielt mehr denn jemals den Handel der Welt in seinen Händen.

Frankreich hingegen litt gar sehr durch die Englische Blokade. Die Elbe und Weser konnte es gar nicht benutzen, und so entgiengen ihm viele Vortheile, die es sich sonst durch diese Ströme hätte verschaffen können. Auch ein Theil der von ihm jetzt beherrschten Länder litt. Auf der Elbe trieben die Hannoveraner einen

beträchtlichen Speditionshandel; dieser wurde jetzt entweder gehemmet, oder doch gar sehr beschränkt.

Auch der Leinwandhandel des Fürstenthums Osnabrück gerieth anfangs etwas in Stockung. Dieser Handel geht, so wie der Schlesische nach Spanien, hauptsächlich nach Kadix und den beiden Amerika's, und wird von den geschickten und klugen Osnabrückschen Kaufleuten, nicht wie der Schlesische indirekte, sondern meist direkte getrieben. Das Fürstenthum (in welchem fast jeder Bauer seinen Weberstuhl hat, und alle zusammen, aber bloß in Nebenstunden nach vollbrachter Arbeit sich mit Spinnen beschäftigen) gewinnt durch diesen Handel jährlich eine Million Reichsthaler. Wäre dieser Handel gestört worden, so würde die ganze Provinz verarmet seyn; denn sie lebt größtentheils durch die Produktion dieser Leinwand. Aber die klugen Osnabrückschen Kaufleute wußten ihre auswärtigen Verbindungen während des ganzen Krieges zu erhalten und sich Mittel und Wege zu verschaffen, der ungeheuern Kapereien ungeachtet, ihre Leinwand sicher über das Meer an Ort und Stelle zu bringen. So litt dieser Handel in der Folge nur wenige Einschränkung, und so konnte diese kleine Provinz, 3000, 4000, ja einmal 5000 Mann Truppen erhalten.

Da die Franzosen also selbst in dem neu eroberten Lande von den Engländern so gewaltig eingeschränkt wurden; da Dännemark und Rußland die Sperrung des Sundes durchaus nicht gestatten und beide Staaten in Verbindung mit Preußen und Sachsen von keiner fernern Handlungs-Einschränkung etwas wissen wollten, sondern mit Nachdruck auf die Anerkennung ihrer neutralen Flagge zur See und ihrer Pässe zu Lande bestanden: so konnten die Franzosen ihre Eroberung nicht ganz nach Wunsch benutzen, und ein großer Theil ihrer weit aussehenden Entwürfe wurde vereitelt. Sie mußten sich nun mit dem Lande begnügen, so weit sie es erobert hatten.

VI.

Auch dieses Land hielten sie für wichtiger und reicher, als es wirklich ist. Sie hatten von den Bergwerken des Harzes gehört, und glaubten hier große Beute zu machen. Wie erstaunten sie, als sie hörten, daß so wenig dadurch gewonnen wird, daß der König jährlich noch Zuschüsse machen muß? — Das Land des reichsten

Königs der Welt hielten sie gleichfalls für äußerst reich und fruchtbar. Wie wunderten sie sich, als sie die unermeßlichen Haiden Lüneburgs erblickten? Wie stieg aber ihre Verwunderung, als man ihnen bewies, daß von den Einkünften des Landes nichts übrig blieb, sondern, daß sie zu den nothwendigsten Ausgaben nicht einmal hinreichten, und von dem Könige aus seinen eigenen Kammer-Einkünften noch Zuschüsse geschehen müßten, um jene zu bestreiten? Sie wußten nicht, daß der gütige Monarch, wie Herr Hofrath Patje sagt *), nichts, gar nichts von seinen kurfürstlichen Einkünften nach England ziehet, und um seine eigenen erhabenen Worte zu gebrauchen: Nichts für sich, sondern alles für seine Unterthanen verlangt.

Sie glaubten, daß jährlich Millionen aus Hannover nach England versandt würden, um das Parlement zu bestechen, u. s. w. Und nun vernahmen sie avec la plus grande surprise, daß nichts nach England gehe! Indeß sie suchten doch nun das Hannöverische Land so gut zu nutzen, als es noch möglich blieb. Die meisten Ausgaben des Landes hatte die Unterhaltung des Hannöverischen Korps verschlungen. Diese fielen nun

---

*) Patje's Anmerkung zu den vielen Schriften über die Hannöverischen Angelegenheiten. S. 19.

gänzlich weg, als dieses Korps aufgelöset wurde. Sie konnten nun gänzlich zum Besten der Franzosen verwandt werden. Was ihnen ferner das Land selbst nicht geben konnte, suchten sie sich durch das Zutrauen desselben zu verschaffen. Anleihen, vorzüglich im Auslande, sollten die magern Einkünfte des Hannöverischen Staats ersetzen.

Auf diese Weise glaubten sie eine Armee von 30,000 Mann im Hannöverischen unterhalten zu können. Zu einer solchen Zahl schwoll sie auch sehr bald an. Die Straße von Holland bis nach Hannover war immer mit Truppen bedeckt. Die Zeitungen meldeten immer die Zahl, die durch Zwoll von neuen in Anzuge waren. Es schien, als wenn der Zug nicht aufhören wollte, und die Furcht vor einer Hungersnoth und allgemeiner Verarmung verbreitete sich durch das ganze Land. Indeß, als die Anzahl der Truppen bis auf ungefähr 30tausend Mann gestiegen war, nahmen die Züge endlich ab. Man suchte nun gleich so viel wie möglich die Truppen durch das ganze Land zu vertheilen, um nicht einzelnen Bürgern, oder einer einzelnen Provinz, sondern dem Ganzen die Last aufzulegen.

Wenn man sah, wie alle Hannoveraner ohne Ausnahme an der allgemeinen Noth Antheil nahmen und dennoch sich in ihr Schicksal ergebend,

immer weise, männlich und muthvoll betrugen, so gewährten sie einen so rührenden und zugleich so erhabenen Anblick, daß ihnen ihre leichtsinnigen Feinde selbst ihre Theilnahme und Bewunderung nicht versagen konnten.

VII.

Zur Minderung und zur Ertragung des Elendes trugen die Regierung, die Exekutiv-Kommission, das Landes-Deputationskollegium, die öffentlichen Beamten und die vielen vortrefflichen Patrioten bei, die das Hannöverische Land mehr, als andere aufzuweisen hat.

Die Regierung wurde zwar schon nach dem 14ten Artikel der Suhlinger Konvention aufgelöset. Auch behielt es sich Mortier nach dem 9ten Artikel derselben vor, in der Verwaltung und den kurfürstlichen Behörden jede ihm dienlich scheinende Veränderung zu treffen; allein die Regierung stand in einem so großen Ansehn, daß selbst nach ihrer Auflösung ihr Einfluß fortdauerte, und die übrige Verwaltung des Landes war in Ganzen so gut eingerichtet, daß Mortier so wenig als die übrigen Obergenerale es dienlich fan-

den, die geringste Veränderung damit vorzunehmen.

Es war sehr weislich gehandelt, daß die Regierung, nachdem sie der Suhlinger Konvention zufolge, in ihre Auflösung selbst eingewilligt hatte, sich ins Ausland zurückzog. Hier konnte ihre Wirksamkeit fortdauern, ohne daß es den Franzosen auffallend war. Eben so weise war es gehandelt, daß eins der angesehensten Mitglieder derselben, der Herr Minister von der Deken ruhig in Hannover blieb. Dieser vortreffliche Mann wußte sich sehr bald eine hohe Achtung bei den Franzosen zu verschaffen und auch die Liebe der Einwohner genoß er in einem sehr ausgezeichneten Grade. So konnte die Vereinigung der Hannöverischen Regierung ungeachtet ihrer Trennung fortdauern; so konnte sie von allem, was nur einigermaßen wichtiges vorfiel, die genaueste Kenntniß einziehen und immer die zweckmäßigsten Maßregeln treffen.

Die Franzosen selbst errichteten zwar in Gemäßheit der erwähnten Artikel der Suhlinger Konvention, eine eigene Regierung unter dem Namen Exekutiv-Kommission; aber bei dem großen Patriotismus der Hannoveraner konnte ihre Wahl nicht wol auf andere Männer, als auf solche fallen, die in einem großen Ansehen standen, die ihrem Könige, ihrem Vaterlande und

ihrer vorigen Regierung auf das eifrigste ergeben waren, und die daher zu jeder Veränderung, die diesen mißfällig gewesen wäre, nie ihre Einwilligung gegeben hätten.

Es war den Franzosen hauptsächlich um den Genuß der Hannöverischen Einkünfte und ihre beste Verwaltung zu thun. Sie mußten also geschickte Männer haben, um jene so gut als möglich benutzen zu können. Sie erkundigten sich sehr genau. Vorzüglich war es Dürbach, ein Schwager Mortier's, dem die Organisirung der Exekutiv-Kommission übertragen wurde. Er verstand Deutsch, machte sich bald mit den angesehensten Männern bekannt, und hatte unter diesen eine freie Wahl.

So fiel denn diese größtentheils auf sehr vortreffliche Männer, auf den Hofrath Patje, den Hofrichter von Bremer, den Hofrath von Hinüber, den Landrath von Steding und den Landes-Oekonomierath Meyer. Unter diesen 5 Männern der Exekutivkommission haben sich die Herren Patje und von Bremer vorzüglich ausgezeichnet. Der erste, ein Patriot im ganzen Umfange des Worts, einer der größten Verehrer seines Königs und seines Vaterlandes, hat sein Amt so gut verwaltet, daß es hieß, der König würde ihn zum Minister erheben. Seine außerordentliche Fertigkeit in der Französischen Sprache, sei-

ne tiefen und umfassenden Kenntnisse, seine hohe Weisheit, sein erprobter Biedersinn, seine genaue Bekanntschaft mit seinem Vaterlande, verschafften ihm auch bei den Franzosen eine so große Achtung, daß er immer zuerst befragt wurde, und daß man selten seinen Rathschlägen sich widersetzte. Oft hat er sich mit Nachdruck ihren übertriebenen Foderungen widersetzt, und ihnen die Unmöglichkeit gezeigt, daß das Land sie erfüllen könne. Durch seine Vorstellungen wurden sie gemeiniglich bewogen, sie entweder zurückzunehmen oder doch zu mildern. Kurz, der Mann hat während seiner Geschäftsführung seinem Vaterlande die wohlthätigsten Dienste geleistet.

Die Exekutivkommission war eigentlich nur zur Vollziehung der Befehle des Französischen Obergenerals, und unter dem Vorsitze Dürbachs zur obersten Verwaltung des Landes bestimmt. Da sich aber diese über das Ganze und die wichtigsten Zweige der Regierungsgeschäfte erstreckte, so konnte es nicht fehlen, daß ein großer Theil derselben in ihre Hände gerieth. Sie gab daher Gesetze und Verordnungen im Namen des Obergenerals und in ihrem eigenen Namen. Alle Behörden waren ihr unterworfen; doch bezogen sich ihre Verfügungen meistens nur auf Französische Angelegenheiten, auf die Bedürfnisse der Armee, auf die Aufbringung der dazu

erfoderlichen Gelder und solche Sachen, die damit in Verbindung standen. Mit eigentlichen Regierungssachen befaßte sie sich nicht. Erledigte Bedienungen z. B. besetzte sie niemals.

Das Land verdankt ihr indeß manche vortreffliche Gesetze und Anordnungen. Vieles Uebel hat sie von demselben abgewandt, vielen Gefahren vorgebeugt, und in Verbindung mit dem Landes-Deputationskollegium hat sie mächtig gewirkt für die allgemeine Wohlfahrt.

Dieses Landes-Deputationskollegium war ein Werk der alten Regierung. Sie errichtete es, noch ehe sie sich trennte, und diese Errichtung gereicht ihr zur unsterblichen Ehre. Der Französische Obergeneral hatte nämlich der Suhlinger Konvention zufolge, eine unbeschränkte Gewalt, alle Arten von Requisitionen auszuschreiben. Um diese Ausschreibungen zu dirigiren, zu vertheilen und oft wohl gar wieder rückgängig zu machen, oder wenigstens zu mildern, um endlich die vielen nothwendig gewordenen Anleihen auf den Kredit des Landes zu eröffnen, konnte nichts zweckmäßiger seyn, als daß aus allen Hannöverischen Provinzen Männer von Sachkenntniß, Geschicklichkeit und Ansehn berufen wurden, um ein Landes-Deputationskollegium zu bilden, welches mit der Französischen Generalität und mit dem Oberkommissariat über diese Gegen-

stände unmittelbar unterhandelte. Diese Geschäfte schlugen in so viele andere ein, daß man ihre baldige und weitere Ausdehnung leicht voraussehen konnte.

Dieses Kollegium mußte also sehr früh einen großen und bedeutenden Wirkungskreis erhalten. Für das ganze Land mußte dieses die wohlthätigsten Folgen haben. Da die Deputirten am genauesten mit ihrer eigenen Provinz bekannt waren, so konnte es nicht fehlen, daß diese die meisten Vortheile ihrer Bemühungen einerntete. Es war natürlich, daß die Mitglieder dieses Kollegiums, vermöge ihrer Geschäfte mit der Französischen Generalität u. s. w., sehr bald in nähere Verhältnisse traten, und sich ihr Zutrauen und ihre Freundschaft erwarben. Sie hatten also Gelegenheit, gegen manche ihrer übertriebenen und harten Foderungen die wirksamsten Vorstellungen zu machen, und überhaupt in genauer Verbindung mit ihnen und der Exekutivkommission die heilsamsten Anordnungen für ihr Vaterland zu treffen. Dieses ist denn auch geschehen, und immer wird das Land mit Dankbarkeit die Mitglieder dieses Deputationskollegiums nennen. Es sind die Herren: Abt zu Loccum, von Meding, v. Münchhausen, v. Zesterfleth, Bremer, v. Wangenheim, v. Schleppegrell, v. Hinüber, v. Pape, v. Bar,

Brandes, Müller, Iffland, Köpp, Biester.

Ungeachtet die vorige Regierung getrennt war, so behielt sie doch, wie gesagt, ihren Einfluß bei. Noch immer lenkte sie die wichtigsten Angelegenheiten des Landes. Die Exekutivkommission erhielt sich gegen sie in einer getreuen Anhängigkeit. Letztere bestand ja aus lauter Männern, die unter ihr die wichtigsten Aemter bekleidet hatten, und die diese nach der Heimkehr der Franzosen nicht gern verlieren mochten. Ueber alle Sachen von höherer Wichtigkeit unterhandelte daher die Exekutivkommission mit der alten Regierung. Diese war es, durch deren Hände nach wie vor alle eigentliche Regierungssachen giengen, die alle erledigte Staatsbedienungen besetzte, und deren Befehlen die Exekutivkommission, so wie jedes andere Kollegium folgte. Ein solches Ansehen hatte die alte Regierung!

Die Franzosen, besonders seit der Rückkehr Mortier's und Dürbachs, bekümmerten sich nicht darum, daß sie einen solchen Einfluß ausübte. Vielleicht wußten sie auch nichts davon. Wurden die Foderungen dieser Männer ganz oder zum Theil erfüllt, so waren sie zufrieden.

Auch die übrige Verwaltung des Hannöverischen Kurstaats blieb in den nämlichen Händen, worin sie bisher gewesen war. Mortier hatte

sich zwar in dem 9ten Artikel der Suhlinger Konvention vorbehalten, hiemit jede ihm dienlich scheinende Veränderung zu treffen. Aber er fand alles so gut eingerichtet, daß er so wenig wie seine Nachfolger Veränderungen vornahm. Alle Beamten blieben daher an ihren Stellen, alle Behörden bei ihren Verrichtungen.

Selbst bei den öffentlichen Kassen ließen die Franzosen die Hannöverischen Beamten. Sie belegten jene aber sogleich im ganzen Lande mit Beschlag.

Oft, wenn das von ihnen verlangte Geld nicht so schnell, als sie es wünschten, geschafft wurde, drohten sie zwar, eine Französische Verwaltung zu errichten, und die Landeseinkünfte selbst zu heben. Allein es blieb bei bloßen Drohungen. Man wußte es ihnen bald deutlich zu machen, daß das Geld nicht eher geliefert werden konnte.

Ueber nichts führten sie übrigens eine so genaue Aufsicht, als über die Staatseinkünfte. Ueber diese, so wie über die königlichen Gefälle, mußten ihnen sogleich die genauesten Listen vorgelegt werden. Dabei stellten sie selbst alle mögliche Untersuchungen an, um nicht hintergangen zu werden.

Sie sind daher so genau von ihnen ausgeforscht, daß die Französische Regierung eine eben

so vollständige Kenntniß davon haben wird, als die Hannöverische.

Außerdem mußten ihnen die ersten Autoritäten des Landes über den ganzen Kurstaat sowohl, als über jede Provinz insbesondere, eine kurze, jedoch genaue Statistik liefern. Ich habe eine derartige Statistik von meiner Provinz in Händen gehabt, so wie sie nach Paris an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gesandt wurde. Sie war auf einem Royalbogen ganz sauber und fein geschrieben, und enthielt wirklich über mein Vaterland in größt-möglichster Kürze alles Wissenswürdige, was man nur verlangen konnte. So wußten die Franzosen die Quellen unsers Vaterlandes auszuforschen, um sie auf die vortrefflichste Art benutzen zu können.

VIII.

Es konnte daher ihrer eigenen Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß das Land mit zu vielen Truppen belegt war. Sie versprachen auch, sich bei Napoleon wegen ihrer Verminderung zu verwenden. Hannöverischer Seits fand man es jedoch für dienlich, den Herrn Oberappellations-

Rath von Ramdohr (einen sehr geschickten Unterhändler, den Verfasser der Venus Urania und mehrerer vorzüglichen Schriften), wie auch den Herrn Legations-Rath von Hinüber nach Brüssel zu senden, wo sich damals Napoleon aufhielt. Sie erhielten von diesem die tröstliche Nachricht, daß die Truppen vermindert, und das Land nicht zerstört werden solle. Napoleons eigene Worte waren: Ich will nicht, daß das Hannöverische Volk ruinirt; ich will, daß der Französische Name bei euch geehrt werde. Nachher äußerte er: er wolle alles thun, was er zur Schonung des Landes, über dessen Lage er gerührt sey, beitragen könne. *)

Da aber das Land, dieser Versprechungen ungeachtet, noch keine Erleichterung erhielt, so trat Herr von Ramdohr zum zweitenmale eine Reise nach Paris an. Diese Reise war wirklich nothwendig: denn nach einigen Nachrichten hatte die Unterhaltung der Französischen Armee in den ersten 4 Monaten schon 3 Millionen Rthlr. gekostet! **)

Der vortreffliche Herr v. Ramdohr brachte es endlich dahin, daß im Oktober 1803 wirklich 7000 Mann Franzosen das Hannöverische ver-

---

*) Minerva, 1804. März. S. 503.

**) Polit. Journal. Sept. S. 913.

ließen. Zum Glück war es Kavallerie. Die Pferde waren dem Lande sehr kostbar gewesen.

IX.

Die 5 ersten Monate hatten aber Hannover schon erschöpft. Das Land zahlte, was es zahlen konnte. Kaum war eine Anleihe gemacht, so wurde schon wegen einer neuen unterhandelt. Haufenweise strömte das Geld nach Frankreich; denn der Sold der Truppen war und blieb im Rückstande. Es rückten so viele Rekruten ohne Uniform und Waffen nach, daß das Land durch den Abmarsch der Kavallerie-Regimenter nur wenig Erleichterung erhielt. Eroberte Länder haben immer ein sehr trauriges Loos. Vorzüglich traurig war das Loos des Hannöverischen Landes. Mit ungeheuern Schulden ist es beschwert worden; die spätesten Enkel werden noch daran zu zahlen haben. Außer diesen öffentlichen Schulden mußte jeder Einwohner insbesondere noch sehr starke fast erdrückende Privatlasten tragen, die, wenn sie von langer Dauer gewesen wären, den unvermeidlichen Untergang der guten Hannoveraner herbeigeführt hätten.

Ueber jede dieser Lasten will ich besonders handeln. Man wird daraus sehen, welche kostbare, welche beschwerliche Gäste die Franzosen, trotz aller ihrer Höflich- und Artigkeit sind; daß jedes Land auf keinen sichern Wohlstand rechnen darf, welches ihren Einfällen offen steht; und daß man alle Klugheit, List und Macht aufbieten muß, um von ihren Besuchen befreiet zu bleiben.

Die Kosten die das Land im Ganzen gehabt hat, lassen sich nicht genau angeben. Es ist darüber kein öffentlicher Anschlag bekannt gemacht worden, und hat auch vielleicht nicht einmal entworfen werden können, weil jede Provinz ihre besondere Schulden machen mußte, und sie zusammen noch in Abrechnung stehen. Aus folgenden Angaben kann man indeß einen ungefähren Schluß auf das Ganze machen.

Auf allgemeine Kosten wurde herbeigeschafft:

1. Der Sold der Truppen. Im Durchschnitt befanden sich immer 24 bis 25 tausend Mann im Lande. Den jährlichen Sold für diese Truppen kann man anschlagen wenigstens auf — 2½ Million Rthlr.

2. Brot, Fleisch, Fourage, Holz, wozu an ei-

nigen Orten noch Reiß und Bier kam, dafür jährlich — 2 Million Rthlr.

3. Kleidung (Tuch, Leinwand, Hemde, Schuh, Beinkleider, Westen, Kamaschen, Kappen, Strümpfe, Tornister, Chenillen, u. s. w.) dafür wenigstens — ½ Million Rthlr.

Dies waren die stehenden Ausgaben, die so lange dauerten, als der Aufenthalt der Armee im Hannöverischen. Außerdem hat das Land noch eine solche Menge außerordentlicher Ausgaben gehabt, daß sie sich kaum angeben, vielweniger berechnen lassen. So wurden

4. mehrere Französische Hospitäler errichtet. Dazu mußten besondere Häuser eingerichtet und möblirt, eine große Menge Betten, Matratzen und Leinwand geliefert und die Kranken täglich mit Speise, Trank und Arzenei versehen werden. Die erste Anlage mit eingerechnet, kann man die jährlichen Kosten sicher anschlagen auf — 200,000 Rthlr.

5. Wurden auf allgemeine Kosten die vielen Fuhren nach Frankreich und wieder zurück, desgleichen im Lande selbst, geleistet. Die angeschafften Wagen mit Geschirr und Pferden betrugen natürlich keine Kleinigkeit. Daß es viel zu fahren gegeben hat, wird man leicht ermessen. Alle in Hannover und im ganzen Lande vorgefundene brauchbare

Sachen wurden nach Frankreich geschafft. Man brachte allein mehr als ein halbes Jahr damit zu, das Hannöverische Geschütz nach Frankreich zu führen. Die Stückgießerei in Hannover und die Herzberger Gewehrfabrik waren sehr berühmt, und übermäßig war die Anzahl der Kanonen, die jene geliefert hatte, und die nicht verkauft, sondern aufbewahrt wurden. Alle diese schönen Kanonen und Gewehre, nebst einer Menge schwerer Artilleriestücke, die man aus dem Hannöverischen Zeughause, aus Hameln und aus andern Orten, weggenommen hatte, wanderten nach Frankreich! Man brauchte sie zunächst zu den Batterien an den Französischen Küsten und so unmittelbar gegen die Engländer.

Den Werth alles nach Frankreich geführten Geschützes schlägt man auf 10 Millionen Rthlr. an. Man hat die unbedeutenden Archive vor der Ankunft der Franzosen weggeschafft; warum ließ man ihnen dieses vortreffliche Geschütz zurück?

Wenn man, beiläufig gesagt, bedenkt, wie viele Kanonen die Franzosen in dem letztern 10jährigen und in dem gegenwärtigen so kurzen Kriege erbeutet, wie viele und beträchtliche Zeughäuser sie geleert haben; so kann kein Land so sehr mit Artillerie versehen seyn, als Frankreich. Entschei-

det nun größtentheils die Artillerie in einem Kriege, so sieht man, welche Vortheile die Franzosen in dieser Hinsicht vor andern Mächten voraus haben.

Außer dem Geschütz wurden noch so viele andere Sachen nach Frankreich gebracht, daß das Fahren hin und her weit über ein Jahr lang dauerte. Sogar die schönsten Hirsche aus dem Deisterwalde wurden auf sehr kostbaren eigends dazu erbaueten Wagen nach Paris gefahren!! — Die Kosten aller dieser Fuhren kann man ohne Zweifel berechnen auf — — — — ½ Million Rthlr. Wem diese Angabe zu hoch scheint, der erwäge nur, wie viele Pferde vor die schweren Artilleriestücke gespannt werden müssen, und daß das Land die Fuhrkosten den weiten Weg von Hannover bis nach Frankreich stehen mußte.

6. Auf allgemeine Kosten des Landes wurden endlich die Tafelgelder und die Geschenke für die Generale zusammen gebracht. Die Generale, besonders die von höherem Range, hatten zahlreiche Umgebungen. Jeder Divisions-General hatte seinen Stab, der oft aus 12 und noch mehreren Personen bestand. Sie befanden sich in den Hauptstädten der Provinzen, z. B. in Lüneburg, Verden, Lauenburg, Osnabrück. Im Durchschnitt erhielten sie für sich und ihre Umgebung täglich

50 Rthlr. Außer ihnen wurden auch noch die Commissairs en chef unterhalten. So bekam Desolle in Osnabrück für sich, seinen Generalstab und das Kommissariat täglich 75 Rthlr. Hieraus kann man einen Schluß machen, wie hoch sich die Tafelgelder für den Obergeneral in Hannover, seinen Generalstab, seine übrigen Umgebungen und den Commissair ordonnateur belaufen mußten. Diese sämmtlichen Ausgaben betrugen ohne Zweifel jährlich — — — 200,000 Rthlr. Der Marschall Bernadotte, der bald einsah, daß ein so armes Land so ungeheure Kosten nicht tragen konnte, führte hier, so wie bei allen andern Ausgaben, große Ersparungen ein.

7. Außer diesen gab es noch zufällige Ausgaben, die oft an sich wenig betrugen, durch ihre große Anzahl aber zu einer großen Summe anschwollen. So fehlte es oft

a) in kleinen Orten an Privatquartiren, oder sie waren sonst schon so sehr belegt, daß kein Platz mehr da war. In Ermangelung solcher Quartire mußten die Offiziere und Soldaten auf öffentliche Kosten einquartirt und unterhalten werden.

So mußten auf öffentliche Kosten

b) eine Menge Remontepferde geliefert,

c) eine Französische immer mit 3 Pferden fahrende Armeepost eingerichtet und unterhalten,

d) eine Menge Etappen in und außerhalb dem Kurfürstenthum angelegt,

e) der Batteriebau an der Elbe (zur Entwaffnung des Wallmodischen Korps im Lauenburgischen) bestritten,

f) die neu errichtete Hannöverische Legion zu Fuß und zu Pferde neu equipirt,

g) Hameln und Nienburg befestigt, die erstere Festung, auf 3 Monate verproviantirt, und jetzt gar ihre Besatzung von neuen unterhalten werden.

Es haben noch mehrere besondere Ausgaben Statt gefunden; wie lassen sie sich aber alle angeben und berechnen? Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich die eben erwähnten zufälligen Ausgaben, für die 2 Jahre des Aufenthalts der Französischen Armee auf — 1 Million Rthlr. wenigstens anschlage.

Zu den Ausgaben, die das Kurfürstenthum wegen der Französischen Besitznahme gehabt hat, gehören

8. auch noch diejenigen, die das Hannöverische Ministerium auf die Landesvertheidigung,

auf die Rüstungen im Monat Junius 1803 auf die Bewegungen des Hannöverischen Korps, auf dessen Unterhaltung und Verpflegung, und endlich auf den Landsturm verwandt hat. Ich rechne diese wenigstens auf 1 Million Rthlr. Dann muß endlich

9. auch noch der Verlust berechnet werden, den das Kurfürstenthum durch die Fortschaffung aller brauchbaren im Lande vorgefundenen königlichen Effekten erlitten hat. Den Verlust des Geschützes habe ich oben schon auf 10 Millionen Rthlr. berechnet. Die übrigen königlichen Effekten, worunter sich noch viele Kostbarkeiten befanden, und wohin auch noch ein Theil der überaus schönen Pferde des königlichen Marstalls und die Deisterwalder-Hirsche gerechnet werden können, haben ohne Zweifel einige Millionen betragen. Das Ganze kann daher wenigstens auf — 12 Millionen Rthlr. angeschlagen werden.

10. Zuletzt muß man noch die hier nicht aufgeführten, mir unbekannt gebliebenen Ausgaben, z. B. wegen vieler in Hannover und im ganzen Lande ausgeschriebenen einzelnen Requisitionen in Anschlag bringen. Diese belaufen sich sicher im ganzen Lande auf ½ Million Rthlr., wenn sie nicht gar eine Million betragen.

Nimmt man nun alle diese Ausgaben zusammen, und berechnet sie für 2 Jahre (als wie lange ungefähr der Aufenthalt der Französischen Armee im Lande dauerte *) so kommt die übergroße Summe von 26,300,000 Rthlr. heraus; in der That eine ungeheure Summe für ein so kleines, so armes, so wenig gesegnetes Land.

Das ganze Kurfürstenthum trägt höchstens nur 5 Millionen Rthlr. jährlich ein, nämlich 3½ Million Rthlr. Landeseinkünfte und 1½ Millionen Kammereinkünfte.

Von allen diesen Einkünften gab es gar keinen Ueberschuß. So reichten z. B. sämmtliche Einkünfte des Landes nicht einmal zur Unterhaltung des Hannöverischen Militärs hin. Der König mußte dazu aus seinen Kammereinkünften

---

*) Die Armee blieb eigentlich 2 Jahre und 2½ Monat im Lande, die 2½ Monat ließen sich nicht gut berechnen. Da sie auf Hannöverische Kosten bis nach Franken verpflegt werden mußte, so kann man allenfalls für alles zusammen noch 300,000 Rthlr. rechnen. Dann betrügen alle Kosten 26,600,000 Rthlr. Aber auch diese Summe ist nicht genau, weil noch ein kleines Korps von etwa 3000 Mann zur Besatzung der Stadt und Festung Hameln zurückgeblieben ist, welches Anfangs auf 3 Monat mit Proviant versehen, und zuletzt gar von neuen unterhalten werden mußte!

noch jährlich 500,000 Rthlr. hergeben. *) Und von diesen Kammereinkünften blieb ebenfalls nichts übrig. Sie wurden fast sämmtlich zum allgemeinen Besten des Landes verwandt, z. B. zu Stipendien für Studirende, zur Unterstützung der Fabriken, zur Unterhaltung des Erziehungsinstituts Georgianums, zur Beförderung des Ackerbaues, zur Unterhaltung des Zellischen Landesgestüts, eines Kornmagazins, zu Deich= Bau= und Kulturkosten, zur Verbesserung der Besoldungen, zu Witwenpensionen, zum Vorschuß für den Harzer Bergbau, zur Erhaltung der Universität Göttingen, u. s. w. **). Man sieht, daß dieses alles stehende Ausgaben waren, die zur Erhaltung von lauter gemeinnützlichen Anlagen dienten, die nicht eingezogen werden konnten, und die so vielen Menschen Unterhalt und Nahrung gewährten.

Hieraus ergiebt sich schon, daß es nicht möglich war, die Französische Armee aus den Einkünften des Kurstaats zu unterhalten. Das Hannöverische Korps war zwar aufgelöset,

---

*) Götting. Historisches Magazin B. II. St. I. Ueber das Kurfürstenthum Hannover 1803. S. 26. ff. Patje's Anmerkung zu den vielen Schriften über die Hannöverischen Angelegenheiten. S. 16.

*) Patje a. a. O. S. 9=19.

die unverheiratheten Soldaten bekamen keinen Sold mehr. Dadurch aber konnten keine große Ersparungen gemacht werden. Die Französische Armee mit ihrem gesammten Appendix war 3 mal so zahlreich, und mehr als 6 mal so theuer zu unterhalten.

Man machte auch noch andere sehr zweckmäßige Ersparungen; aber durch alle mögliche Einschränkungen konnten doch nicht mehr als höchstens 2 Millionen Rthlr. erübrigt werden. Jeder sieht auf den ersten Blick, daß diese zur Bestreitung der übermäßigen Ausgaben wenig oder nichts beitragen konnten. Man mußte sich also mit Anleihen und außerordentlichen Steuern aushelfen. In Ansehung der erstern hat sich der Patriotismus der Hannoveraner sehr thätig bewiesen. Auch haben Hamburg, Lübeck und Bremen, der Kurfürst von Hessen-Kassel und der reiche Bankier Hahn daselbst, dem armen Lande milde Beiträge in Form eines Darlehns gesteuert.

Der Kurfürst von Hessen-Kassel gab her = = =	500,000 Rthlr.
Hahn daselbst = = =	75,000 —
Hamburg = = =	700,000 —
Lübeck zuerst = = =	160,000 —
hernach abermals =	50,000 —
Bremen = = = =	625,000 —
zusammen	2,110,000 Rthlr.

Aus diesem ganz genauen Ueberschlag erhellet, daß die Einheimischen das meiste geleistet haben, um die ungeheuern Ausgaben aufzubringen. Dies konnte nicht anders geschehen, als wie gesagt, durch Darleihen einzelner Partikuliers und durch eine Menge außerordentlicher Steuern. Die ersteren waren eben so häufig, als ansehnlich. In dieser allgemeinen Noth suchte jeder reiche Privatmann den Staat aufrecht zu erhalten, und ihn mit Anleihen so viel zu unterstützen, als es seine Börse nur immer erlaubte. Dies geschah in den meisten Provinzen, vorzüglich in dem Fürstenthum Osnabrück.

Die letzten aber konnten in einem Lande, welches die Natur so wenig gesegnet hat, welches weder Fabriken von Bedeutung besitzt, noch einen ansehnlichen Handel treibt, welches kaum für seine eigenen Einwohner das nöthige Korn hervorbringt, nicht sehr ergiebig, noch vielweniger von langer Dauer seyn. Ausländische Anleihen aber sind noch weit schwerer zusammen zu bringen. Nur zu bald verliert sich das Zutrauen der Ausländer, und dann verstopft sich die Quelle solcher Anleihen von selbst.

Alle Anleihen, die Hannover im Auslande machte, erhielt es in dem ersten Jahre. Nachher, besonders seit der Erklärung des Königs, daß er alle gemachten und noch zu machen=

den Anleihen nicht genehmigen würde, mußte man schon Drohungen und Zwangsmittel gebrauchen, wenn man Anleihen erhalten wollte. So wurde die Stadt Bremen von Französischen Truppen umzingelt und ihr die Zufuhr abgeschnitten, bis sie sich zu dem angeführten Darlehn verstand. Das nämliche war vorher mit Lübeck geschehen.

Um dergleichen Anleihen aufzubringen, berief Mortier am Ende des Jahrs 1803, aus allen Provinzen des Hannöverischen Staats Deputirte nach Hannover. Sie mußten versprechen, den Unterhalt der Französischen Armee sicher zu stellen, und sofort eine Anleihe von 150,000 Rthlr. auf den Kredit des Landes zu erheben. Es war in der That ganz zwecklos, deshalb eine Versammlung Hannöverischer Deputirten zu berufen. Das Deputations-Kollegium war ja eben zu dem Zwecke angeordnet, und mit hinlänglichen Vollmachten versehen!

X.

Dies war die Last, die ungeheure Last, die das Land in Ganzen trug. Außer dieser hatte jeder Einwohner seine besondere, die ungleich

schwerere Last der Einquartirung. Im Anfange blieb von dieser kein Hausbewohner, kein Handwerker, keine Witwe befreiet. Die vermögendsten Einwohner mußten oft 6 bis 8 Mann auf einmal ins Quartir nehmen und reichlich ernähren.

Zwar ward den Soldaten, wie bereits bemerkt, Brot, Fleisch, u. s. w. auf allgemeine Kosten geliefert; allein dies reichte zum täglichen Unterhalte nicht hin und gab in Grunde nur ein Gericht, womit keiner seinen Französischen Monsieur abzuspeisen wagte. Ja häufig wurden diese Portionen den Wirthen nicht einmal abgeliefert.

Man rechnete, daß jeder Gemeine täglich 8 bis 10 Ggr. oder 36 bis 45 Kreuzer zu unterhalten kostete. Die Kost eines Offiziers schlug man jährlich auf 300 bis 360 Rthlr. an. Vornehme Offiziere kosteten natürlich weit mehr.

Eine der drückendsten Lasten für die Unterthanen waren die häufigen Durchmärsche. Immer gab es viel und mancherlei zu transportiren, und dazu wurden viele Wagen, Pferde und Fuhrleute gebraucht, welche die Unterthanen ins Haus nehmen mußten.

Mehrere Regimenter marschirten nach Frankreich, andere kamen von daher wieder zurück, und immer rückten neue Rekruten nach. So gab es immer Durchmärsche. Von diesen hat das

Fürstenthum Osnabrück, als Gränzort, am meisten gelitten, und ob es gleich eine der kleinsten Hannöverischen Provinzen ist, so war es doch von allen am meisten mit Truppen belegt!

Um der Einquartirungslast zu entgehen, verkauften viele Einwohner ihre Häuser, und mietheten sich bei andern ein. Allein dieses half ihnen nur wenig. Sie mußten dafür eine desto stärkere Quartirsteuer bezahlen. Keine Klasse konnte und durfte leer ausgehen. Alle Städte, Flecken und reiche Dörfer waren daher mit Truppen belegt. Nur die Stadt Göttingen war wegen ihrer vortrefflichen Universität und der Harz, wegen des Mangels an Lebensmitteln ausgenommen. Ungern zogen die Soldaten auf's Land, besonders in Westphalen, wo die Bauern nicht in Dörfern, sondern einzeln und zerstreuet, oder in Bauerschaften wohnen. Das platte Land war den Franzosen zu öde und zu freudenleer.

Die Städte trugen daher die meiste Last, und nur wenige Städte im Hannöverischen sind reich. In der Hauptstadt selbst herrschte zwar ein großer Luxus; aber desto weniger Reichthum. In Zeiten der Noth nimmt der Luxus ab, und die Einwohner, die davon leben, verarmen. Andere Städte, besonders die an der Elbe und Weser, litten durch die Blokade der eben genannten Flüße. Ihr Handel gerieth daher gar sehr

ins Stocken. Von der allgemeinen Noth würden daher die Einwohner der Städte die ersten Opfer geworden seyn.

Indeß trugen auch die Bewohner des platten Landes sehr große Bürden. Im ganzen Lande waren die Naturallieferungen eingeführt. Der Bauer mußte überall Korn und Fourage in die Magazine liefern. Diese Lieferungen wurden nach dem größern oder geringern Ertrage der Höfe vertheilt und zu Gelde angeschlagen. Das Ganze wurde dem Bauer als Kapital gut geschrieben; es wurde ihm darüber eine Obligation von der Landschaft ausgestellt, und mit 5 Prozent jährlich verzinset. So gut auch diese Zinsen waren, so gieng doch sein Korn und sein Heu dahin. Er konnte nun kein Geld daraus machen, und mußte es wohl oft zu eigenem Gebrauche entbehren.

Außerdem mußten die Bauern der Reihe nach ihre sogenannten Reihefuhren leisten. Da es so viel und so mancherlei zu transportiren gab, so kam die Reihe sehr oft herum und drückte den armen Landmann gewaltig. Sehr oft mußte er auch seine Pferde und Knechte hergeben, um die Offiziere nach den Bällen in die Stadt zu fahren.

Unter diesen Umständen würde es eine wahre Wohlthat für das Land gewesen seyn, wenn die

Französische Armee ihren vollständigen Sold im Lande hätte verzehren können. In der Regel spart der Franzose nicht. Was er einnimmt, giebt er wieder aus. Dabei bezahlt er redlich, wenn er etwas hat, und hat er etwas übrig, so ist er freigebig, ja verschwenderisch. Aber leider! war der Sold der Truppen fast immer 8 Monate zurück. Wenn die Truppen nach Hause marschiren, so pflegt er ihnen an der Französischen Gränze ausbezahlt zu werden, damit sie ihn in Frankreich selbst verzehren können.

Viele Französische Kommissairs und Generale, die am meisten gewannen, schickten überdies alles entbehrliche Geld nach Frankreich. Auf diese Weise floßen große Summen dahin.

Die Folgen der ungeheuern Ausgaben, die das Land in Ganzen und jeder Einwohner insbesondere trug, wurden nur zu bald sichtbar. Jeder vermögende Mann mußte jährlich zusetzen, und wer nichts zuzusetzen hatte, mußte gegen schwere Zinsen aufleihen. Es dauerte aber nicht lange, so war auch gegen Zinsen kein Geld mehr zu bekommen. Wer nicht die sicherste Hypothek stellen konnte, konnte nichts erhalten. Oft war auch durch diese keine Anleihe zu Stande zu bringen.

Jeder schränkte sich ein, .um nur die großen

Ausgaben bestreiten zu können. Dadurch wurde die Arbeit und folglich auch das Verdienst immer geringer. Die geringeren Klassen, die Handwerker, fiengen daher schon an, wirklichen Mangel zu leiden. Nur zu bald würde sich dieser auch auf die höhern Stände ausgebreitet haben. Alle Zivilbediente litten schon auf das empfindlichste.

Auch ihre oft magern Besoldungen wurden nicht ganz ausgezahlt, und sie waren ebenfalls damit immer im Rückstande. Dabei hütete sich jeder, so viel er konnte, vor Prozessen; die Sporteln wurden also immer weniger. Ueberhaupt würde die sogenannte gelehrte Klasse am ersten verarmet seyn. Selbst die Kaufleute, die doch im Kriege am meisten gewinnen, erhoben laute Klagen. Die Noth wurde immer größer, immer sichtbarer. Im Lande war so wenig zu gewinnen, daß häufige Auswanderungen geschahen. Wer konnte, begab sich in friedlichere Länder.

Rußland erhielt durch diese Gelegenheit manchen wackern Hannoveraner, desgleichen England, Preußen, Sachsen und mehrere andere vom Frieden gesegnete Länder.

So würde sehr bald eine allgemeine Verarmung sich durch alle Stände verbreitet haben, wenn nicht eine günstigere Wendung des Schicksals erfolgt wäre.

Der Ausbruch des Kriegs mit Oestreich und Rußland befreiete den Kurstaat von dem größten Theil seiner beschwerlichen Gäste.

XI.

Eine sehr beträchtliche Finanzoperation, wozu die Besetzung des Kurstaats den Franzosen Gelegenheit verschaffte, kann ich hier nicht unberührt lassen. Der Graf Friedrich Karl Philipp von Bentheim, war in sehr große Schulden gerathen und versetzte daher seine Grafschaft im Jahr 1753 auf 30 Jahre mit aller Landeshoheit an Kurhannover, für eine Summe von 900,000 Rthlr. Der Graf lebte nachher als Privatmann zu Paris und hatte weder Lust noch Geld, seine Grafschaft wieder einzulösen. Hannover blieb also im Besitz derselben. Als der Graf im J. 1803 endlich starb, benutzte sein nächster Stammvetter, der Graf von Steinfurth, diese Gelegenheit, um diese Grafschaft, durch die damaligen Herren Hannovers, die Franzosen, wieder in Besitz zu bekommen. Er fand leicht Gehör bei ihnen, und erhielt für die Hälfte der so fort baar erlegten Pfandsumme seine Graf-

schaft wieder. Die andere Hälfte versprach er nachzutragen. Die Franzosen zogen sich darauf aus dem Bentheimischen zurück, und seitdem blieb der Graf im ruhigen Besitze dieser Grafschaft. Ob er ferner darin bleiben wird, hängt vom Ausgange des Kriegs mit England ab.

Kurhannover hat indeß gegen die Einlösung am Reichstage protestirt; aber was werden diese Protestationen nach der Schlacht bei Austerlitz fruchten?

Den Franzosen kam es eben recht, auf diese Weise eine gute Summe Geldes zu erhalten.

Unter Mortier's Oberbefehl erfolgten sonst keine Veränderungen von großer Bedeutung. Indeß machte er den Anfang, eine sogenannte Hannöverische Legion aus lauter Hannoveranern zu errichten. Im ganzen Lande wurde deshalb geworben. So kam denn endlich die Errichtung zweier Regimenter zu Stande, die ungefähr 3000 Mann betrugen. Sie wurden natürlich auf Hannöverische Kosten geworben, bekleidet und besoldet, und im Lande unterhalten. Im Winter 1804 mußten sie nach dem mittäglichen Frankreich, hauptsächlich nach Lyon, aufbrechen. Im jetzigen Kriege hat man nicht dienlich gefunden, sie zu gebrauchen. Als die Leute durch das Hannöverische nach Frankreich zogen, konnte man Vielen recht deutlich abmerken, daß sie sich schämten,

ihrem Vaterlande untreu geworden zu seyn.

Mortier behielt seinen Oberbefehl nur 9 Monate. Im Februar 1804 wurde er abgerufen, nachdem er zu einem der 4 Generale der Konsulargarde ernannt war. Er war ein junger Mann von etwa 29 Jahren, groß und schlank gewachsen, und Würde mit Kraft in seinem Aeußern verbindend. Er war menschenfreundlich offen und bieder. Ihn rührte das Schicksal der guten Hannoveraner und er verwandte sich mehrmals für sie bei Napoleon. Er gehörte zu den Freunden des letztern und wurde bei seiner Erhebung zur Kaiserwürde zum Reichsmarschall befördert.

Ihm folgte in dem Oberbefehl, jedoch nur, interimistisch, der Divisions-General Desolle, der bisher als Kommandant der Reservearmee in Osnabrück residirt hatte. Aber derselbe hatte einen Fehler in den Augen der Regierung. Er hatte unter Moreau in Schwaben gedient! Bei dessen Generalstabe angestellt, hatte er viele Geschicklichkeiten bewiesen; aber diese waren nicht hinreichend, ihm das Oberkommando zu erhalten. Er war ein Mann von großen Talenten und von dem vortrefflichsten Karakter, aber er hatte nicht Einfluß genug. Die Hannoveraner wünschten daher selbst seine Stelle durch einen Mann von größerem Ansehn ersetzt zu sehen.

XII.

Ihre desfalsigen Unterhandlungen zu Paris hatten einen glücklichen Erfolg. Der Reichsmarschall Bernadotte, der mit der Familie Napoleons beschwägert ist, erhielt den Oberbefehl über die Truppen im Hannöverischen. Am 19ten Junius 1804 langte er in Hannover an; nachdem ihm auf seiner Reise sowol vom Französischen Militär als von den Hannöverischen Autoritäten, alle mögliche Ehre bezeigt war.

Er ist ebenfalls ein junger Mann von etwa 37 Jahren, von mittler Größe, und schlankem Wuchse. Sein Haar ist schwarz und kraus, und sein Gesicht ist gleichfalls schwärzlich, jedoch voll Ausdruck und Kraft. Bernadotte hat sich einen Namen in der Geschichte erworben. Auch steht er bei der jetzigen Regierung in großem Ansehen.

Er ist ferner ein menschenfreundlicher gefälliger Mann, der hilft, wo er helfen kann. Unser Vaterland hat ihm viele und große Erleichterungen zu verdanken.

Er beschränkte gleich anfangs den übertriebenen Aufwand der Generale, und wo er konnte, führte er Ersparungen ein. Er verordnete, daß in Hannover die Generalität aus der königlichen Küche gespeiset werden sollte. Er setzte die Ko-

sten dadurch so sehr herunter, daß sie über die Hälfte weniger betrugen. Er sah den Ober- und Unterkommissairs sehr scharf auf die Finger; er verminderte ihren Gehalt. In den Provinzen setzte er fast um ein Drittheil die Tafelgelder der Generale herunter.

Er bewirkte endlich, daß mehrere Regimenter im letzten Sommer 1805 zurück nach Frankreich marschirten.

In der letztern Zeit befanden sich daher nur 20 tausend Mann im Lande.

Er befahl ferner, dem gesammten Offizierkorps, daß sie auf ihre Kosten in öffentlichen Häusern und nicht mehr bei ihren Wirthen, es wäre denn gegen baare Bezahlung, speisen sollten. Die Offiziere mußten auf ihr Ehrenwort versprechen, sich nach diesem Befehle pünktlich zu richten. Sie erhielten dafür eine monatliche Zulage, die vorzüglich die Reichen und Gutsbesitzer bezahlen sollten.

Auch den gemeinen Soldaten sollte Mittags nichts als Gemüse und ihre Fleischportion gekocht werden. Ihre Wirthe brauchten ihnen Morgens weder Kaffe noch Brantwein noch sonst etwas zu reichen. Des Abends sollte ihnen nichts mehr gekocht werden, und sie sich mit ihrer Brotportion behelfen.

Dadurch erhielten die Einwohner eine außer-

ordentliche Erleichterung, und sie fiengen wieder an, sich von neuen zu erholen. Bernadotte's Andenken wird ihnen daher unvergeßlich bleiben. Selbst die Armen werden sich seiner immer mit Dankbarkeit erinnern; er unterstützte sie häufig aus seiner eigenen Börse, und theilte viele Geschenke unter sie aus.

Bernadotte bewirkte endlich, das das Land bei der allgemeinen Brottheurung im Sommer 1805 keinen wesentlichen Mangel litt. Er brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß das Land Zufuhr an Korn aus Frankreich erhielt, und während in andern Ländern wirkliche Hungersnoth herrschte; blieb das nicht sehr fruchtbare Kurfürstenthum davon befreit.

Allen diesen Erleichterungen folgte endlich im Herbste 1805 die allergrößte; als nämlich die Französische Armee ganz unerwartet, bei weiten dem größten Theile nach, den Befehl zum Abmarsch erhielt. Dieser Befehl wurde mit einer so außerordentlichen Schnelligkeit ausgeführt, daß einige Regimenter, die erst den Abend vorher spät diese Ordre erhielten, schon den andern Morgen aufbrachen.

Es war wirklich zu bewundern, wie die Französischen Truppen, mitten aus ihrer Ruhe und ihren Vergnügungen herausgerissen, sich so schnell in Marsch setzen konnten. In einer Nacht, in

einem Tage hatten sich die Regimenter in völlige Bereitschaft gesetzt!!

Bekanntlich verließ selbst Bernadotte mit der ganzen Generalität, Barbou allein ausgenommen, das Kurfürstenthum. Er führte seine Armee durch das Kalenbergische über Göttingen Münden und durch Hessen über Kassel, Ziegenhayn, u. s. w. Hier wandte er sich plötzlich nach Wirzburg und vereinigte sich dort mit den Bayerischen Truppen, mit welchen er, wie bekannt, durch den ganz unvorhergesehenen Zug durch Anspach, über die Donau der Oestreichischen Armee in den Rücken fiel.

So war denn seit dem 30ten Novemb. 1805 das Hannöverische fast ganz von Französischen Truppen geräumt. Eine allgemeine Freude verbreitete sich darüber durch das ganze Land, und die Einwohner fiengen wieder an, freien Othem zu schöpfen.

Die kleine Truppenzahl, die unter dem General Barbou zurück blieb, konnte dem Lande nicht sehr zur Last fallen. Sie zog sich bekanntlich nach Hameln zurück, um die Stadt und Festung St. George zu besetzen. Nur mußte das Land leider noch diese Festung auf 3 Monate verproviantiren! Seitdem hatte das Land in Ganzen keine Ausgaben wegen der Französischen Truppen.

General Barbou suchte zwar die Gegend um Hameln mit mehreren Requisitionen heim, und viel, sehr viel litt dadurch diese Gegend. Indeß, sie mag sich doch noch glücklich schätzen, daß ein so vortrefflicher Mann, als der General Barbou ist, das Kommando führt. Andere Generale würden ganz andere Foderungen gemacht haben.

XIII.

Seit dem Abzuge der Franzosen veränderte sich plötzlich die Gestalt der Dinge, und wichtige große Ereignisse standen bevor.

Ein auserlesenes Heer Russischer Truppen, welches auf 20 tausend Mann geschätzt wird, landete in Stralsund und zog sich durch Mecklenburg nach der Elbe. Es hielt sich einige Zeit im Lauenburgischen auf, und erwartete vielleicht dort seine nähere Bestimmung.

Während deß rückten eine große Anzahl Preußischer Truppen ganz unerwartet von Hildesheim in Hannover und die umliegende Gegend ein.

Seit dem Ausbruch des Krieges zwischen

Oestreich, Rußland und Frankreich, hatte der König von Preußen sehr große Rüstungen vorgenommen. Anfangs schienen diese zu Gunsten Frankreichs bestimmt zu seyn, aber doch wohl mehr auf eine bewaffnete Neutralität, als direkt gegen Rußland und Oestreich gerichtet.

Durch den unerwarteten Zug der Franzosen und Bayern durch das Anspachische, veränderte sich aber plötzlich das Preußische System. Höchlich empfindlich ward über diesen Zug der König von Preußen. Auch seine Unterthanen wurden dadurch gewaltig gegen die Franzosen erbittert. Der Marsch der in Bewegung gesetzten Truppen erhielt sofort eine andere Richtung! Das ganze Preußische Heer wurde in den Kriegsstand gesetzt.

Der vortreffliche Monarch der Russen Alexander I. benutzte sehr weißlich diesen Zeitpunkt, und reisete selbst nach Berlin. Hier knüpfte er das Band der Freundschaft, welches ihn mit dem Könige von Preußen schon vorher verband, noch enger und fester. Auf dem Grabe Friedrichs II. schwuren sich die beiden Monarchen eine ewige Freundschaft, und es heißt, daß zwischen ihnen am 5ten Oktob. 1805 eine Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß geschlossen sey.

Die ganze Preußische Armee wurde nun in Bewegung gesetzt. Drei Armeen wurden errichtet. Die eine erhielt ihr Hauptquartir in Hil-

desheim, die andere in Erfurt, und die dritte in Paderborn. Selbst aus Berlin und Potsdam marschirten die Garnisonen weg.

Die Armee, die sich in Hildesheim zusammenzog, marschirte über Hannover nach dem Fürstenthum Göttingen, und sollte sich durchs Hessische nach dem Ort ihrer Bestimmung, wahrscheinlich nach Franken, begeben.

Ein Theil der Westphälischen Armee zu Paderborn, besetzte, obgleich nur äußerst schwach, die Gränzen nach Holland hin und verwehrte allen Französischen Truppen den Marsch nach dem Hannöverischen.

Holland war damals von Französischen Truppen entblößt. Hätten sich die Preußen also gleich mit einer ansehnlichen Macht nach Holland gewandt, so würden sie dieses Land vielleicht eben so schnell erobert haben, als es ehemals von dem vortrefflichen Herzog von Braunschweig geschah.

Hätte sich eine andere Preußische Armee schnell nach Franken und an die Donau gezogen, so hätte sie dem Kaiser Napoleon in den Rücken fallen, und große Veränderungen bewirken können. Die Oestreichische-Russische Armee würde Luft bekommen haben, und Napoleon, zwischen zwei Feuer gerathen, ohne Zweifel zum Rückzuge

gezwungen seyn. Deutschland wäre dann vielleicht frei geworden!

Aber Preußen wollte erst unterhandeln. Das Schicksal des Kriegs ist ungewiß und wankelbar. Durch Unterhandlungen läßt sich oft ein weit sicherer Gewinn erwerben. Preußens ansehnliches, wohlgerüstetes und muthiges Heer konnte ein großes Gewicht in die Waage des Kriegs legen. Ließ es nun Preußen bei diesen bloßen Rüstungen bewenden, so geschah offenbar dadurch dem Französischen Kaiser ein großer Vortheil, und so war es voraus zu sehen, daß dieser erkenntlich seyn würde.

Von ihm aber ließ sich am gewissesten eine Vergrößerung an Land und Macht erwarten. Daß Oestreich indessen durch eine Schlacht etwas geschwächt wurde, war nicht gegen Preußens System. Aber den Frieden wünschte und mußte Preußen wünschen. Ohne Zweifel wird die Sendung des Grafen von Haugwitz nach Wien und Paris auf den Frieden und vorzüglich auf die Beruhigung des Nordens einen großen Einfluß haben.

Inzwischen hatten die Preußen durch ihren Marsch nach Göttingen der Russischen Armee Platz gemacht, und diese zog sich nun nach Hannover und verbreitete sich immer weiter durchs

Land. Ein Theil dieser Armee gieng nach Hameln und belagerte diese Festung.

Während dieser Vorgänge, waren auch Schwedische Truppen ungefähr 10 tausend Mann auf dem nämlichen Wege, wie die Russen, ins Hannöverische eingerückt.

Nicht so früh als man glaubte, landete die Hannöverische Legion, die sich in England gebildet hatte. Widrige Winde gab man vor, hätten sie so lange aufgehalten; wahrscheinlich waren es widrige Umstände. Der Englische Generallieutnant Don brachte sie, zugleich mit Englischen Truppen, herüber. Sie sollen zusammen 10 tausend Mann ausmachen. Noch fehlte die Kavallerie der Hannöverischen Legion. Auch diese ist jetzt gelandet.

Endlich erfolgte ein dritter Transport mit Englischen Truppen, so daß sie sämmtlich eine Anzahl von 15,000 Mann betragen werden.

Englischer Seits wurden sogleich im ganzen Lande außerordentliche Werbungen veranstaltet. Man foderte alle ehemalige Hannöverische Truppen, die nicht über 40 Jahre alt waren, auf, gegen ein reichliches Handgeld in Englische Dienste zu treten. Diese Werbungen hatten einen glücklichen Fortgang. Nicht bloß ehemalige Hannoveraner, selbst Ausländer ließen sich anwerben. Mehrere Transporte solcher Rekruten, hatten die

Englische Armee schon beträchtlich vermehrt und ohne den mindesten Zweifel, würde diese leicht auf 30,000 Mann gebracht worden seyn.

Der König ließ seinen guten Hannoveranern anzeigen, daß er seinen im Hannöverischen allgemein verehrten Sohn, den Herzog von Cambridge, zum Oberbefehlshaber dieser Truppen bestimmt hätte. Unter demselben sollte der geschickte Generalmajor von der Deken als Chef des Generalstabes angestellt werden.

Die Bestimmung aller dieser in den Kurstaat eingerückten Truppen blieb zwar ein Geheimniß. Allein sie war ohne Zweifel auf Holland und dann weiter auf Brabant gerichtet. Hier hätte eine ansehnliche Armee große Veränderungen bewirken können; aber es waren 2 Stücke dazu wesentlich nöthig: Einigkeit und Schnelligkeit. Die erste ist ein ganzer, die zweite ein halber Gewinn.

Es mußte ein Heerführer da seyn, von umfassenden Talenten, von erprobter Geschicklichkeit, von kühlem Muthe, von raschem Entschlusse. Dieser mußte die Seele des Ganzen seyn. Alle Korps, Russen, Hannoveraner, Engländer und Schweden müßten seinen Befehlen blindlings Gehorsam leisten. Durch beschränkte Vollmacht dürften ihm die Hände nicht gebunden seyn. Was er für das Beste erkennte, müßte er gleich aus-

führen können, ohne vorher zu London, zu Petersburg, zu Hannover oder zu Stockholm sich Raths erholen, ohne vorher die Einwilligung aller Anführer der verschiedenen Truppen erhalten zu haben. Gab es keinen solchen Anführer, so war der so vielfach zusammengesetzte militärische Körper ohne Seele, und es war voraus zu sehen, daß er ohne Seele handeln würde. Dies ist ein so richtiger, durch tausend Erfahrungen bestätigter Satz, daß kein vernünftiger Mann ihm widersprechen wird. Warum ist Napoleon so glücklich? Weil er allein Staat und Armee beherrscht.

Vor allen andern hätte man sich daher bemühen sollen, einen solchen allgemeinen Heerführer zu bekommen. Erst mußte auf den Kopf, und dann auf den Körper Rücksicht genommen werden. Ein guter General ist eine ganze Armee werth. Wäre Mack nicht Oberbefehlshaber gewesen, so hätte der Deutsche Kaiser nicht in wenigen Wochen eine ganze Armee, und nach Verlauf von 2 Monaten, einen ansehnlichen Theil seiner Staaten verloren.

Will jedes Korps von verschiedenen Truppen nur seinem Anführer folgen, so heißt es, so viel Köpfe, so viel Sinne, und Unordnung, Verwirrung und Verlust muß die Folge seyn.

Außer der Einigkeit war die Schnellig-

keit in den militärischen Unternehmungen das zweite nothwendige Erfoderniß. Man hatte es mit dem schnellesten Feinde in Europa zu thun. Durfte man das Roß Schritt gehen lassen, wenn dieser es immerwährend in Gallop setzte?

Als die Franzosen die Französischen, Brabantischen und Holländischen Küsten verließen, warum nahm weder eine Englische, noch eine Russische, noch eine Preußische Armee diese Stellen ein?

Die Engländer rühmten sich, als die Franzosen diese Küsten verließen, daß sie 170,000 Mann Linientruppen (ohne Miliz, ohne Fencibles, ohne Volontärs) hätten, und daß sie nun angriffsweise verfahren könnten. Aber wo wagten sie einen Angriff und wo hätte man ihrem Angriff einen nachdrücklichen Widerstand entgegen setzen können?

Hätten sie nicht durch eine Landung von 70 tausend Mann ein gewaltiges Schrecken an den Französischen Küsten verbreiten, und so eine mächtige Diversion zu Gunsten der Oestreicher und Russen bewirken können? Wäre Napoleon dann nicht an einer der empfindlichsten Seiten seines Reichs gefährlich verwundet worden?

Aber, was thaten die Engländer? Sie landeten auf einer ungeheuern Anzahl Transportschiffe die Hannöverische Legion zu Bremerlehe und Stade. Und die 170,000 Mann Linien-

Truppen blieben ruhig in England! Erst als man den Franzosen völlige Muße gelassen hatte, eine beträchtliche Armee, unter dem Namen Nordarmee, zu errichten, sandte man einige tausend Englische Truppen herüber; allein kaum hatte man sie gesandt, so wurden sie sowol, wie die übrigen Truppen im Hannöverischen, durch Preußens Zwischenkunft, völlig unthätig gemacht. Wo gehandelt werden muß, da gilt kein Zögern, kein Ruhen.

Es rückten Russen, Schweden, Hannoveraner und Engländer ins Hannöverische ein. Hatte man hier eine Armee nöthig? Die Hälfte der Hannöverischen Legion, die man durch Werbungen so ansehnlich vermehren konnte, wäre hinreichend gewesen, den General Barbou in Hameln zu belagern, ihm die Zufuhr abzuschneiden, und zur Uebergabe zu zwingen. Aus Oestreich und Mähren konnte Napoleon keine Hülfe senden. Dort hatte er damals voll auf zu thun. Mußten also diese Truppen nicht zu einer andern Bestimmung, als zu einem ruhigen und müßigen Aufenthalt in den Hannöverischen Staaten gebraucht werden? Hätte man sie nicht sofort ohne allen Verzug, nach dem entblößten Holland oder dem Rhein schicken müssen? Sie konnten nur dienen, eine Diversion zn machen; wo hat man diese gemacht? — Ach! allein in den Hannö-

venerischen Landen, welche mit Truppen vollgepfropft wurden.

Selbst als die Nordarmee sich in Holland organisirte — mußte man ihr nicht, noch ehe sie sich organisirt hatte, spornstreichs entgegen gehn, zu Wagen, zu Roß und zu Fuß?

Wahrlich! wenn ich alles freimüthig erwäge, was hätte geschehen können, und was nicht geschehen ist, so möchte ich mit den Endreimen schließen, womit Hans Sachs alle seine Gedichte schließt:

Und daß nichts übler d'raus erwachs',
Das wünscht zu Nürenberg Hans Sachs.

Doch wieder auf Hannover, auf den uns zunächstliegenden Gegenstand! —

XIV.

Gleich nach dem Abzug der Franzosen und zugleich mit dem Einmarsch der Preußischen Truppen, konstituirte sich wieder das Kurhannöverische Staatsministerium. Es hieß anfangs, die Preußen hätten es im Namen des Königs von Großbrittannien eingesetzt; allein

es hatte sich selbst eingesetzt, und die Preußen billigten nur stillschweigend diese Maßregel.

Diese erste Verrichtung desselben konnte natürlich keine andere seyn, als daß es die von den Franzosen errichtete Exekutivkommission auflösete, und die Regierung des Landes wieder selbst übernahm. Die Auflösung der Exekutivkommission erregte nicht das geringste Aufsehen. Kein Mitglied derselben war strafbar geworden; auch hat sich keines die geringste Ahndung zugezogen. Der würdige Minister von der Deken unterschrieb anfangs alle Verordnungen, die das Ministerium ergehen ließ. Alle übrigen Behörden gaben nun ebenfalls ihre Befehle wieder im Namen des Königs und Kurfürsten.

Endlich, am Ende Novemb. 1805, kam aus London der schon lange erwartete Herr Reichsgraf von Münster an, um im Namen des Königs alles wieder in einen verbesserten Stand zu setzen, die Regierung des Landes von neuen einzurichten, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die besten Mittel zu ihrer Heilung auszuforschen, und endlich über das Ganze des Staats eine kraftvolle Aufsicht zu führen. Zu dem Ende wurde der Graf mit sehr ausgebreiteten Vollmachten versehen.

Er war vorher Kurhannöverischer Gesandte am Russischen Hofe, und hatte hier seine Ge-

schäfte mit so vielem Eifer und so seltner Geschicklichkeit verwaltet, daß er sich in einem hohen Grade die Hochachtung und das Vertrauen seines Königs erwarb. Dieser ernannte ihn daher an die Stelle des abgegangenen Staatsministers von Lenthe zum Staats- und Kabinets-Minister, mit der Bestimmung, in London bei Seiner Person zu residiren. Der Herr Reichsgraf erhielt dadurch die wichtigste und angesehenste Staatsbedienung des ganzen Kurfürstenthums. Die Einwohner desselben haben über diese Ernennung eine allgemeine Freude bezeigt.

Der Herr Graf stammt aus dem Fürstenthum Osnabrück her, wo noch jetzt seine Stammgüter liegen. Er trat früh in Hannöverische Civildienste, und jedes Amt, welches er bekleidete, verwaltete er immer mit ausgezeichneter Geschicklichkeit. Er ist ein Mann von einigen 40 Jahren, also in seinem besten Alter, der dem Lande noch viele wichtige Dienste leisten kann. Mit dem vortrefflichsten Karakter verbindet er die höflichsten und humanesten Sitten.

Gleich nach seiner Ankunft in Hannover ließ er die königliche Proklamation bekannt machen, worin der König seinen Unterthanen seine Freude zu erkennen giebt, daß der Feind durch die Rüstungen seiner Alliirten gezwungen sey, das Land zu räumen, und daß der König, in Verbindung

mit den letzten, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cambridge, eine ansehnliche Kriegsmacht aufstellen werde, um das Land von dem noch übrig gebliebenen Reste gänzlich zu befreien. Der König zeigt ferner darin seinen Unterthanen an, daß er nichts sehnlicher wünsche, als die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, und daß alle Mittel ausgeforscht werden sollten, um diese Heilung sobald als möglich zu bewirken.

Diese Proklamation war ganz in dem väterlichen Sinne, womit der König seinen guten Hannoveranern zugethan ist, abgefaßt. Sie konnte also ihre Wirkung nicht verfehlen. Daher wurde sie denn auch im ganzen Lande mit großer Freude und mit einem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft aufgenommen. Allein die Schlacht bei Austerlitz schwächte diese Freude wieder, und der eben erheiterte Gesichtskreis umzog sich in der Ferne mit düsteren Wolken.

Bei Nymwegen sammelte sich abermals unter dem Prinzen Ludwig eine furchtbare Französische Macht. Die Verbündeten hatten den Franzosen ja alle mögliche Muße zur Errichtung dieses Heers gelassen! So vermehrte sich dieses von Tage zu Tage, und richtete unverkennbar seinen Marsch nach Hannover. Auch das aus Schwaben vorgerückte Augereausche Korps hatte diese nämliche Bestimmung. Zu Hannover

zitterte man schon vor diesen furchtbaren Heeren, als ganz unverhofft die Nachricht eintraf, daß diese Truppen auf Preußische Vermittelung den Befehl erhalten hätten, Halt zu machen.

Ein Preußischer General hatte zu Minden eine Unterredung mit dem Russischen Oberbefehlshaber, Grafen Tolstoi. Dieser hatte die Folge, daß die Russischen Truppen, die schon in Begriff waren, über die Weser vorzurücken, sich hinter dieselbe zurückzogen, und ihre kriegerischen Unternehmungen einstellten.

Die Festung Hameln wurde wieder auf Hannöverische Kosten verproviantirt, und das Korps, welches sie belagerte, verhielt sich ganz ruhig und friedlich. Die Englischen Truppen zogen sich sämmtlich nach der Elbe und Weser, und es waren an den Mündungen dieser Flüsse schon mehrere Englische Transportschiffe erschienen, um sie wieder nach England einzuschiffen.

Alles kündigte den nahen Abmarsch der fremden Truppen aus dem Hannöverischen an. Wahrscheinlich werden auch wohl die Russen nach England eingeschifft, um mit den Engländern die Englischen Küsten gegen die Franzosen zu vertheidigen. Ohne Zweifel wird Alexander alles aufbieten, um England nicht fallen zu lassen, um dessen Macht und so wenigstens noch einen Hauptheil des Europäischen Gleichgewichts

aufrecht zu erhalten. Die Schweden mit ihrem Könige werden aber suchen, wieder in ihre Heimath zurückzukehren.

So wird sich der Krieg im Norden endigen, noch ehe er zum Ausbruch kommt. Er hätte gefährlich für Frankreich werden können; es fehlte aber den Verbündeten an Einigkeit und Schnelligkeit, und so blieb alles bei bloßen Drohungen. Man marschirte hin, man marschirte her, man marschirte zurück. Das war das Ganze.

Leider hat das Land selbst durch die Märsche dieser Alliirten, von neuen gelitten. Die Last der Einquartirung war wieder außerordentlich drückend. Es floß indeß zur Besoldung dieser Truppen eine gute Summe Geldes aus England in die Hannöverischen Staaten. Dadurch ist wieder baares Geld in das arme Land, und was eben so viel werth ist, in Umlauf gekommen.

Das sind nun alle die Drangsale, die das Land erlitten hat; das sind die tiefen, die so tiefen Wunden, die ihm geschlagen sind! Ein Viertel-Jahrhundert wird zu seiner völligen Erholung nicht hinreichen. Noch scheint leider das Maß seiner Leiden nicht voll zu seyn!! — Noch ist es ungewiß, welche Macht, ob Frankreich oder Preußen, im Fall der Fortdauer des Kriegs mit England, den Hannöverischen Staat besetzen werde. Von der einen oder der anderen Be-

setzung wird wol mein armes Vaterland nicht befreit bleiben! *)

Die Zukunft bietet dem Hannöverischen Staate keine bessere Aussichten dar. Wenn auch England und Frankreich endlich Friede schließen, so wird dies doch schwerlich ein Friede von langer Dauer seyn. Frankreich will zur See eben das seyn, was es zu Lande ist; es will auch hier herrschen. Das wird England nun und nimmermehr zugeben. England wird alle seine Kräfte anstrengen, um zu verhindern, daß Frankreich nie mit ihm eine gleiche Gewalt zur See bekommt. Frankreich wird nach nichts mehr streben, als eine solche Gewalt zu erlangen. Daher läßt sich beinahe alle 5 Jahre ein neuer Krieg zwischen diesen beiden Nationen voraussehen.

Von diesen wird Hannover immer das erste Opfer seyn; denn jene Nationen können sich nicht erreichen, und Hannover steht, seit der Eroberung Hollands, zu jeder Zeit den Franzosen offen. Das ist eine so traurige Aussicht für Hannover, wie sie kein anderes Land im Deutschen Vaterlande

*) Geschrieben am 19ten Januar 1806.

hat! Wer wird künftig in Hannover ein festes und sicheres Glück gründen können? Kommt alle 5 Jahre der Feind, um das Land auszuschatzen, so ist es unnütz, sich Reichthümer zu erwerben. Der Feind nimmt alles, was man theuer erworben hatte; ja, das so mühsam Ersparte läßt er nicht unangegriffen, und selbst die Quellen des öffentlichen Wohls werden durch ihn verstopft oder versiegt. Wer mag, wer kann künftig in einem solchen Lande dauern? Wird man nicht haufenweise die Hannöverischen Staaten verlassen, und sich eine bessere Heimath suchen?

Man hat mehrere Mittel vorgeschlagen, um das Land künftig vor einem Einfalle der Franzosen zu sichern. Einige wollen, man solle sich die Neutralität Hannovers in dem nächsten Frieden von Frankreich stipuliren und von allen großen Mächten garantiren lassen. Eine solche Maßregel wird allerdings ihren Nutzen haben; aber sie wird nur so lange ihre Kraft behaupten, als man eingegangene Verträge hält und es die großen Mächte vortheilhaft finden, sie aufrecht zu erhalten. Daß dieses nicht immer der Fall ist, beweiset am meisten die allerneueste Geschichte.

Andere haben noch andere Maßregeln vorgeschlagen, die aber so zwecklos sind, daß sie hier keiner Anführung verdienen.

Nach meiner Meinung giebt es kein besseres

Mittel, als eine gänzliche Trennung Hannovers von England. Und diese kann auf eine sehr einfache, gar kein Aufsehn erregende Weise vor sich gehen.

Man trete nur das Kurfürstenthum an einen Englischen Prinzen, z. B. den Herzog von Cambridge ab. Dieser beherrsche das Land als eigener Herr und Kurfürst. Nimmt er dann nie Antheil an den Englischen Angelegenheiten, so wird und kann auch sein Land nie wieder von den Franzosen, aus Rache gegen England, überfallen werden. Im Nothfalle würde Preußen, Dänemark und Rußland Hülfe leisten. Den König von Großbrittannien kann man schon nicht so leicht unterstützen. Da hat die Politik schon mehrere Rücksichten, die bei einem so kleinen Fürsten wegfallen.

Diese Maßregel hat etwas für sich, was keine andere haben wird, und dieses Etwas ist in den Augen eines vernünftigen Politikers mehr als alles werth: es ist der Wunsch des Volks. Vox populi, vox Dei. Uebrigens läugne ich nicht, daß sie auch Schwierigkeiten hat. Aber setzen sich nicht andere Mächte über solche Kleinigkeiten hinweg? Warum nicht auch England?

Noch bleibt die Erörterung der Frage übrig, wie für den gegenwärtigen Augenblick

dem Hannöverischen Staate am geschwindesten wieder aufzuhelfen ist?

Ich werde hier des Breitern keine Vorschläge machen. Die Kameralisten werden sich ohne mich darüber die Köpfe zerbrechen, und alle mögliche, nahe und entfernte, Hülfsmittel ausklauben. Ich will indeß eins angeben, worauf sie wahrscheinlich nicht verfallen werden, und welches das beste von allen ist: Hannover muß sich an die großmüthige Nation der Britten wenden, und da dieses nicht anders geschehen kann, als durch das Parlement, so muß es sich mit seinem Gesuch an dieses wenden. Ohne Zweifel wird der König dieses Gesuch unterstützen. Wo könnte Hannover eine kräftigere Unterstützung finden? Sicher wird die Englische Nation ein solches Gesuch gern gewähren.

Sie wünschte ja den Krieg; ihrentwillen wurde er angefangen, und sie allein gewann dadurch. Hannover wurde das Opfer dieses Krieges, und alles, was es litt, litt es bloß der Englischen Nation wegen. Diese giebt so viele Subsidien an auswärtige große Mächte, sollte sie nicht eine Subsidie zur Wiederaufhelfung ihres durch sie so unglücklich gewordenen Schwesterlandes Hannover hergeben? Das ist wenigstens das einzige Mittel, um Hannover wieder empor zu bringen.

XV.

Die Besetzung des Kurfürstenthums Hannover gab die Veranlassung zu einem ganzen Heere von Schriften. Hannover war sonst an Schriftstellern eins der ärmsten Länder in Deutschland. Die Göttingischen Professoren sind fast alle Ausländer. — Jetzt wurde es auf einmal reich und überreich an — Skriblern. Weit über ein Paar hundert Schriften sind über die Besetzung und ihre Folgen erschienen.

Keine wird auf die Nachwelt kommen, keine wird ihre Lebenszeit über ein halbes Dutzend Jahre bringen; fast alle zeichnen sich durch eine überaus schlechte Darstellung und durch einen noch schlechtern Stil aus. Wollte ich alles dieses Geschreibsel hier anführen: so erzeigte ich ihm wahrlich zu viel Ehre. Ich will daher nur diejenigen, die wirkliches Aufsehen erregten, die Musterung durchgehen lassen.

1. Gedanken eines Hannoveraners.

Sie erschienen gleich nach der Französischen Besitznehmung. Der Hannoveraner ist ein Hannöverischer Offizier. Er sagt ganz freimüthig, was nach seiner Meinung zur Abwendung

des Uebels hätte geschehen müssen. Dabei äußert er sich eben so freimüthig über das Kabinetsministerium, entwirft von jedem Minister eine besondere Karakteristik, und deckt ohne Hehl alle ihre Fehler und Schwächen auf. Das war etwas Unerhörtes in Hannover!! Das Ministerium war allmächtig. Keiner hatte es noch gewagt, es anzugreifen.

Und nun es so ganz zu entschleiern, und vor den Augen des ganzen Publikums bloß zu stellen, das war eine Kühnheit ohne Gleichen!!!

War es daher ein Wunder, daß die Schrift reißend abgieng? In Zeit eines Vierteljahrs erschienen 6 Auflagen davon.

2. Beiträge zur Geschichte Hannovers im Jahr 1803. Hamburg bei Villaume.

Diese Beiträge standen vorher in der Minerva, und wurden hier in einer Sammlung wieder abgedruckt.

Daß diese Schriften ihren Werth haben, wird man schon daraus beurtheilen können, weil sie in die Minerva aufgenommen waren.

Sie beziehen sich auf die Lage und die Aussichten der Hannoveraner im Junius und Julius 1803, und enthalten auch Walmodens Abschiedsgruß an die aufgelöste Hannöverische Armee. Sie beschäftigen sich also nur mit dem

Anfang der Geschichte. Auch sie enthalten bittere Kritiken über einige Mitglieder des Hannöverischen Staatsministeriums.

3. Ueber das Kurfürstenthum Hannover, 1803.

Eine gründlich ausgebreitete Schrift. Nur Schade, daß der gute Mann sich herabläßt, eine so unbedeutende Skribelei, als die des Dr. Seumnich ist, zu widerlegen, und daß, da er einmal im Vertheidigen begriffen ist, sich durch seinen Eifer hinreißen läßt, das schändliche, im Hannöverschen eingerissene Vettern- und Konnektionswesen in Schutz zu nehmen. Dies gieng im Hannöverischen so weit, daß man bei Besetzung der Aemter selten auf das Verdienst, sondern nur auf den Vetter oder Konnektionsmann sah, dem man helfen wollte.

4. Patje's Anmerkung zu den vielen Schriften über die Hannöverischen Angelegenheiten, 1803.

Diese gehaltreiche kleine Schrift hat mehr Werth als hunderte, wozu sie nur eine Anmerkung liefern wollte.

Die meisten der Hannöverischen Flugschriften erschienen im Jahr 1803, gleich nach der Französischen Besetzung. Aber schon in diesem Jahre wurde man es müde, sie zu lesen.

Im Jahre 1804 erschienen nur äußerst we-

nige mehr. Vielleicht ist im Auslande kein halbes Dutzend dieser Schriften bekannt geworden.

Die letzte über Hannover erschienene Schrift ist zugleich die umfassendste, kräftigste und freimüthigste.

Hannover, wie es war, ist und werden wird, 1804; vom Adv. Müller.

Herr Müller schonet keines Menschen, er mag Namen, Rang und Gewalt haben, so viel er wolle. Er greift das alte Ministerium so gut, wie die Exekutivkommission an. Selbst der mächtigste Monarch in Europa blieb nicht frei von seinen Anfällen.

Es ist nicht zu leugnen, Herr Müller hat manche Wahrheit gesagt, aber jede Wahrheit ist mit Wermuth vermischt, und viele sehr viele Unrichtigkeiten, Anschwärzungen allerlei Art, allgemeinen und bitteren Tadel in übergroßer Anzahl enthält seine Schrift.

Es war natürlich, daß sie daher viel Aufsehen erregte. Anfangs war der Verfasser unbekannt. Man setzte einen Preis auf seine Entdeckung. Herr Müller gab sich selbst an, und erbot sich, die ihm vorgeworfenen Verläumdungen gerichtlich zu beweisen. Es scheint, daß viele Leute nicht Lust hatten, diese Beweise von ihm zu fodern. Die Inquisition hörte auf, und nur einige von ihm angegriffene Herren belangten

ihn vor seiner Behörde. Der Weg Rechtens ist aber ein langsamer Weg, und wird also gewiß am besten den Zorn der angegriffenen Herren abgekühlt haben. Die Schreibart des Herrn Müller könnte besser seyn; sie ist zu gedehnt und zu weitschweifig.

Zweiter Theil.

A.

Karakteristik des Französischen Militärs in Allgemeinen

I.

Das Französische Militär ist durch die Revolution geschaffen und durch den Revolutionskrieg gebildet worden. Die Gestalt, die ihm beide gegeben, hat es noch bis auf den heutigen Tag. Der revolutionäre Geist ist zwar mit der Revolution entwichen, der republikanische Enthusiasmus ist zwar mit der Republik verschwunden; alle übri=

gen Vorzüge aber, die ihm die Revolution und der Krieg gaben, haben sich bis jetzt erhalten. Wer sollte es glauben? diese Vorzüge erhielt das Französische Militär in der blutigsten Periode der Revolution? Als im Innern Frankreichs überall der Aufruhr wüthete, als die Feinde an den Gränzen standen, und selbst große Festungen sich ihnen ergaben; als England ganz Frankreich blokirte, als Toulon gefallen war, und Engländer und Spanier im südlichen, und Oestreicher, Preußen, Hessen, Hannoveraner u. s. w. im nördlichen Frankreich vordrangen; da waren außerordentliche Maßregeln nothwendig, und außerordentliche Menschen, die sie ersannen. Die revolutionäre Kraft wußte sie hervorzubringen. Die gewöhnliche Noth ist schon Erfinderin, die revolutionäre wird Schöpferin. Um Frankreich aus der Todesgefahr zu retten, dekretirte der fürchterliche Konvent die Erhebung der Nation in Masse. Da bewaffnete sich ganz Frankreich. Eine Million 200,000 Mann, meistens Jünglinge, ergriffen die Waffen und strömten an die Gränzen. *)

Das Herz der Jünglinge ist zart und für Enthusiasmus empfänglich. Auf diese Jünglinge mußten daher die Worte: Vaterland, Frei-

---

*) Posselts Annalen, 1797. St. II. S. 151.

heit und Gleichheit, wie ein Zauber wirken. Was sie gewirkt haben, hat Europa erfahren. Frankreich wurde frei und die republikanischen Soldaten siegten in allen Gegenden. Das scheint aber Europa vergessen zu haben, daß, des Umsturzes der Republik ungeachtet, der größte Theil dieser Krieger sich erhalten hat, und noch jetzt den Kern der Französischen Armee bildet, und daß das nämliche System, durch welches damals der Konvent diese Heere schuf, das Konskriptionssystem, noch jetzt in völliger Kraft ist.

Ein kluger, entschlossener und kühner Mann schwingt sich immer während einer Revolution empor. Selbst Napoleon hat sich durch diese drei Eigenschaften den Weg zum Kaiserthrone gebahnt. Dies geschah während der ganzen Revolution.

Schon vor Napoleon hatte sich eine große Anzahl vortrefflicher Männer durch eigene Kraft emporgearbeitet. In den öffentlichen Versammlungen, die der Jakobiner selbst nicht ausgenommen, wußten die besten Köpfe sich sehr bald die ihnen gebührende Auszeichnung zu verschaffen. Die kühnsten stellten sich selbst an die Spitze und rissen die Zügel der Regierung an sich. Sie hatten einen freien Spielraum zur Entwickelung ihrer Talente. Alle Verhandlungen geschahen öffentlich; sie entwickelten also ihre Talente vor

den Augen der ganzen Nation. Ein sehr großer Theil dieser Männer hat sich aus dem Strudel der Revolution gerettet.

Napoleon hatte unter ihnen die Wahl. Durch Gold und Ehre verstand er sie an sein Interesse zu ketten.

Eben so schwangen sich in den Armeen die klügsten und kühnsten Männer empor. Männer, die sonst nie die Waffen geführt, bildete die Ruhmbegierde und der Enthusiasmus für Freiheit und Nationalehre zu Kriegern und Helden. Je geschickter sie waren, desto eher erhoben sie sich. So kam das Talent fast immer an die Spitze. Der Mann von Kraft drängte sich vor, der Schwache sank zurück in sein Nichts.

Diese Bildung durch die Revolution und den Krieg giebt dem Französischen Militär wesentliche Vorzüge. Es sind dadurch die rechten Männer an die Spitze der Truppen gekommen. Dies ist nicht geschehn, wie bei andern Truppen, durch allmähliges Aufrücken, durch Vorschub, durch den Kauf der Stellen, oder gar durch Weiber, durch Günstlinge und Hofkabalen. Nein! durch wirkliches Verdienst, durch Talent, durch Thätigkeit, durch Entschlossenheit und kühnen Muth schwangen sich diese Männer empor. Solche Eigenschaften sind gewöhnlich das Eigenthum der

jungen Leute. Bei den Alten trifft man sie gar nicht oder höchst selten an. Daher waren es fast immer junge Männer, im Felde, wie im Kabinette, welche die höchsten Stuffen erstiegen. Von solchen jungen, raschen, entschlossenen Männern lassen sich nur große Thaten erwarten.

Viele dieser Braven hat der Krieg hinweggerafft. Eine große Anzahl aber ist erhalten worden. Auch unter diesen hatte Napoleon die Wahl. Carnot und Moreau dachten ihm zu patriotisch; daher ließ er sie in Unthätigkeit. Alle übrigen, Massena, Berthier, Dumas, Andreossi, Mürat, Augereau, Macdonald, Bernadotte, u. s. w. zog er in sein Interesse und fesselte sie daran durch die höchsten Würden und Belohnungen.

Die Anführer bei andern Truppen werden nicht auf gleiche Art gewählt. Die Hofkabale, der Nepotismus, die Bestechung, das Spiel der Intriguen in seinem ganzen Umfange, hat auf ihre Wahl zu vielen Einfluß. Das Verdienst kann durch solche trübe Labyrinthe sich nicht durcharbeiten. Daher findet man oft unter den Sekretären und Subaltern-Offizieren bessere Köpfe, als unter den Feldherren. Gewöhnlich gehen dergleichen Feldherren gedrückt unter der Last ihrer Jahre einher. Entweder sind sie durch allmähliches Aufrücken erst Anfüh-

rer geworden, und dann sind sie selten unter 60 Jahren. Oder ihre hohe Geburt, etwa weil sie geborne Prinzen sind, hat sie zu diesem Range erhoben. Dann pflegt es ihnen an Erfahrung und Kenntnissen zu fehlen, und noch seltener können sie, da sie eine zu weichliche Erziehung genossen, die großen mit jedem Kriege verbundenen Beschwerden ertragen. Das ist nicht bei den Französischen Feldherren der Fall. Sie sind fast alle aus dem Mittelstande, und von Jugend auf an Mühseligkeiten aller Art gewöhnt; in dem Revolutionskriege selbst haben sie mit allen Lasten und Beschwerden des Kriegs zu kämpfen gehabt, und Strapazen sind es, die ihren Körper gestärkt haben. Napoleon hat ihnen noch keine Ruhe verstattet, um weichlich zu werden.

Ist ein General alt, über die 60 hinaus, so ist er in der Regel kein guter Feldherr. Während er den ganzen Schatz seiner Kenntnisse aufthut und die besten Mittel zum Angriffe recht vorsichtig überdenkt, hat der junge, ihm gegenüberstehende Feldherr diese schon ergriffen und ausgeführt. Der alte Feldherr ist geschlagen, ehe er noch mit sich auf's Reine gekommen ist, wie er selbst seinen Feind schlagen wollte.

Bei jedem Geschäfte, besonders im Kriege, kommt alles auf die Schnelligkeit der Ausführung an. Nur junge Leute sind schnell in der Aus-

führung. Ehe sich's die Alten versehn, sind sie von ihnen überflügelt.

Es ist meines Wissens noch nicht gesagt worden; aber es ist ohne Widerrede wahr: Das große Glück seiner Waffen hat Frankreich meistens seinen jungen Feldherren zu verdanken.

Von den Subaltern-Offizieren hängt in der Regel nur wenig ab. Wenn diese nur ihren Dienst verstehn und muthig und tapfer sind, so haben sie in Grunde alle Eigenschaften die man von ihnen fodern kann.

Aber auch vortreffliche Subaltern-Offiziere hat die Revolution gebildet. Daß sie sehr muthig und tapfer sind, beweiset der vorige und auch der gegenwärtige Krieg. Auch sie sind alle junge Leute. Ich habe keinen Französischen Hauptmann, keinen Major, selbst keinen Obersten über 50 Jahre gesehen. Sie sind fast alle in einem Alter von 20 bis 35 Jahren. Von solchen Leuten kann man sagen: Die Jugend brauset, das Leben schäumt!

Sie können Strapazen ertragen, sie gehn in jeder Gefahr voran, die Noth ist ihre Lehrerin, die Uebung macht sie geschickt, der Krieg erzieht sie zu Kriegern. Andere Offiziere stellen sich bei einer Schlacht hinter die Fronte; jeder Französische Offizier, der alsdann seine Reihe verließe,

sich hinter die Fronte zöge, würde sogleich als ein ehrloser Mann verachtet und mit Schande gebrandmarkt werden.

II.

Einer der wesentlichsten Vorzüge des Französischen Militärs besteht darin, daß noch jetzt jeder Soldat, der dazu Geschicklichkeiten hat, General werden, ja bis zu den höchsten militärischen Stuffen sich empor schwingen kann. Es ist kein Adel mehr. Vermoderte Pergamente und Ahnen geben also kein Vorzugsrecht auf Offiziers- und höhere militärische Stellen. Jeder muß von unten auf dienen, er muß erst Unteroffizier gewesen sein, ehe er Offizier werden kann. Geschickte Leute werden aber sehr bald Offiziere. Also nur durch Auszeichnung, nicht durch Geburt, steigt der Französische Krieger empor. Welch ein Sporn ist dies, sich im Kriege hervorzuthun!

Welche Aussichten hat dagegen ein Preußischer Soldat? Ach! er kann es ja nicht weiter als bis zum Feldwebel bringen! Und doch zwingt auch das Preußische Werbungssystem manchen

verdienten, einsichtsvollen und braven Mann, die Muskete zu tragen!

Ein andrer Vorzug besteht in sei[...] Einigkeit. Durch diese hat sich das Französische Militär während der ganzen Revolution ausgezeichnet. Wenn die Herren im Konvente in immerwährender Uneinigkeit lebten, so herrschte eine vollkommene Harmonie im Felde unter den Kriegern. Diese Einigkeit gründet sich hauptsächlich in der großen Liebe, die alle Franzosen für ihre Nation haben. Kein Land geht ihnen über Frankreich. Hier ist alles besser, das Brot, das Fleisch, das Mädchen und der Wein. Sie thun daher alles, um ihr Vaterland oder dessen Ehre zu retten. In andere Länder kann sich der Franzose nicht finden. Er kann nicht gut eine fremde Sprache lernen. Er hat dazu weder Lust, noch Ausdauer. Daher geht er nie, oder höchst selten unter ein anderes Militär. Daher desertirt er so selten. Die Französische Sprache vereinigt alle Franzosen, und auch insbesondere durch sie besteht die große unter dem Französischen Militär herrschende Einigkeit. Das Kommandowort ist eins in der ganzen Armee und wird sogleich von allen Truppen verstanden. Ganz anders verhält sich dies bei Russischen und Oestreichischen Truppen worunter es so viele verschiedene Nationen und Sprachen giebt.

Die Franzosen haben noch ein Mittel, die Einheit unter ihren Truppen zu erhalten; immer werden eine Menge Landsleute aus einer Provinz unter eine Kompagnie gesteckt. Der Franzose findet also gleich genaue Bekannte, Kameraden wie er es nennt, womit er vertrauet schwatzen kann. Auf das Plaudern setzt er einen hohen Werth!

Ein dritter Vorzug besteht in dem großen Ehrgefühl, welches die Franzosen mehr wie andere Nationen besitzen. Durch diese lobwürdige Eigenschaft sind alle Leibesstrafen, z. B. Stockprügel und Spießruthen bei ihnen entbehrlich. Bei den Flammändern und Brabantern zeigt sich dieses Ehrgefühl schon weniger, eben so wie bei den Piemontesern. Diese desertiren daher auch häufiger und die eigentlichen Franzosen unterscheiden sie immer durch die Benennung: Truppen aus den neuen vereinigten Provinzen. Sie selbst nennen sich auch wol, um sich von ihnen zu unterscheiden: Alt-Franzosen, ächte Franzosen.

Sehr weislich hat Napoleon dieses Ehrgefühl zu benutzen gewußt. Alle Generale und Obersten sind mit den Verzierungen der Ehrenlegion beschenkt. Auch ein großer Theil der Subaltern-Offiziere hat diese Ehrenzeichen erhalten. Keiner vergißt es, sie öffentlich zur Schau zu tra-

gen. Sogar unter den Ueberröcken weiß man sie schlau hervorzuheben. — Die Gemeinen erhalten selten dergleichen Zeichen. Sie bekommen Ehrenflinten, Ehrensäbel. Der Musketier wird zur Belohnung Grenadier, Unteroffizier, u. s. w.

III.

Im Kriege selbst ist es die Kühnheit und die Schnelligkeit, wodurch sich die Franzosen auszeichnen und wodurch sie ihre Siege gewinnen. Wer wagt, der gewinnt, wer schnell ist, der hat halb gewonnen. Die Kühnheit wird bei den Franzosen über alles geschätzt, und jeder von ihnen unternimmt gern ein Wagstück. Es ist der höchste Ruhm, ein solches Wagstück glücklich ausgeführt zu haben. Die Regierung ihrer S[illegible] verfehlt nicht, diese ächt kriegerische Eigenschaft bei allen Französischen Militärpersonen zu erhalten und immer zu vervollkommnen. Auch außer dem Militär trifft man diese Eigenschaft häufig bei den Franzosen an. Wer erinnert sich nicht noch, daß in neuern Zeiten Franzosen, mitten in den Krater des Vesuvs herabstiegen, und was eben so merkwürdig ist, glücklich wieder heraus-

stiegen? Um den Marsch zu beschleunigen, schafften die Franzosen alles überflüssige Gepäcke fort.

Bei andern Truppen hat jeder Offizier seinen Packwagen, sein Pferd für sich und seinen Bedienten. Wie viel Mühe und Beschwerde macht es nicht, ein solches Regiment in Bewegung zu setzen? Bei den Franzosen geschieht dies mit der größten Leichtigkeit. Bei ihnen muß aber auch jeder Offizier zu Fuße gehen und alle seine Feldbedürfnisse in einen Mantelsack zwängen. Oft trägt ein Wagen alle Habseligkeiten eines ganzen Regiments. Im Fall der Noth müssen die Offiziere ihren Ränzel selbst auf den Rücken schnallen. So wird also ein Französisches Regiment, eine ganze Division, ja eine ganze Armee, durch keine überflüssige Pack- und Bagagewagen in seinen Bewegungen aufgehalten.

Bei andern Armeen sieht man oft vor lauter Wagen keine Truppen.

Sie marschiren ferner ohne Zelte und Magazine. Statt der Zelte bauen sie sich Erdhütten, die sie für wärmer halten, und die überall zu errichten sind, wo es Erde und Reiser giebt. Ja oft, wenn sie schnell vom Platz wollen, so halten sie sich mit dem Bau solcher Hütten nicht auf. Sie kampiren unter freiem Himmel und nennen dies Bivouaquiren.

Wohin sie kommen, muß der Unterthan für ih-

Bayerische Staatsbibliothek München

ren Unterhalt sorgen. Also glauben sie der Magazine entbehren zu können. Durch diesen Umstand aber haben sie sich, was sie wol nicht erwogen haben, bei Freunden und Feinden verhaßt gemacht. Was kostet nicht eine Armee zu unterhalten? Selbst die Freunde der Franzosen sind nie von dieser Last frei gewesen. Sie haben sie sehr oft noch besolden müssen. In Feindes Land kam nur zu oft die Plünderung hinzu. Ein unterrichteter Franzose sagte mir einmal ganz im Vertrauen, die Aussicht auf die Beute habe die Franzosen mehr zum Kriege entflammt, als alle so hoch ausposaunte Liebe für Freiheit, für Gleichheit und für die Nation! —

NB

IV.

Die neue Art ihrer Taktik kann hier nicht in Erwägung kommen. Daher nur ein paar Anmerkungen. Schon zur Zeit der Regierung des Konvents wurde für nichts mehr gesorgt, als für eine hinreichende Anzahl Truppen. Wer die meisten Truppen hat, der hat in der Regel die meiste Macht. Wenn seine Truppen nichts taugen, so ist das gewöhnlich seine eigene Schuld,

Bayerische Staatsbibliothek München

es ist ein Beweis, daß er die Grundfeste seiner Macht und seines Ansehns nicht gehörig würdigt und entweder selbst die Sache nicht versteht, oder seine Leute nicht zu wählen weiß. Alle Europäer sind gute Soldaten, oder können dazu erzogen werden. Selbst die Slavischen Nationen machen keine Ausnahme. Welch ein vortrefflicher Krieger ist nicht der Russe, der Ungar? Wenn es also unter den Europäern schlechte Soldaten giebt: so sind bloß ihre Herrscher Schuld daran, die es nicht verstehn, das Militär gehörig zu organisiren und die besten Anführer auszuwählen. Schon zur Zeit des Konvents wußte Frankreich immer die rechten Leute zu treffen. Aber Carnot dirigirte auch damals die militärischen Angelegenheihen. Nachher hat Frankreich diese Einrichtungen immer beibehalten; weil es sie bewährt befunden hatte.

Frankreich hat dem Konscriptionssystem seine großen immer vollzähligen Heere zu verdanken. Darum wurde immer mit so vieler Strenge darauf gehalten. Wo keiner geschont wurde, wo jeder, den das Loos traf, dienen mußte, da war es nicht schwer, in einem so volkreichen Lande, große Armeen zu erhalten, und ihren Abgang sofort zu ergänzen. Diese Truppen waren lauter Franzosen. So unangenehm es auch vielen war, daß man sie zwang, die Waffen zu tragen, so

trugen sie doch diese für ihr Vaterland; sie merkten bald, daß sie von geschickten Anführern ins Feld geführt wurden; sie gewannen Zutrauen zu diesen; eine sehr große Anzahl wurde überdies entflammt, durch die Liebe zur Freiheit und Gleichheit — — — wie war's möglich, solchen Truppen zu widerstehen? besonders wenn sie in so großen Massen vordrangen?

Durch die Ueberzahl der Truppen haben die Franzosen viele Siege erfochten. Mit großer überwiegender Masse fielen sie über einen Flügel her, warfen ihn zurück, schlugen oder versprengten ihn und fielen dann mit eben so großer Macht über das Centrum und den andern Flügel, die nun nicht mehr Stand halten konnten und sich ebenfalls zurückziehen mußten.

Durch das Vordringen in großen Massen gewannen die Franzosen noch den Vortheil, daß sehr häufig ganze Korps abgeschnitten wurden und sich ergeben mußten. Oft wurde dies auch durch ihre raschen und künstlichen Märsche bewirkt. Napoleon übertraf hierin seine Vorgänger. In dem gegenwärtigen Kriege dauerte der Marsch seiner Armee von den Französischen Küsten bis an den Rhein nur 14 Tage; und im Verlauf desselben wurde ein Korps nach dem andern von ihm abgeschnitten.

Im Felde entscheiden Bajonette und Kano-

nen. Immer drangen die Franzosen mit dem Bajonett in der Hand vor; dies war während des ganzen vorigen Kriegs die Lieblingswaffe der Franzosen. Darum sind bei der ganzen Französischen Infanterie die Säbel abgeschafft: und das Bajonett ist es, worin diese vorzüglich geübt wird. Mit diesem Bajonett haben die Franzosen sehr oft die Kavallerie abgehalten und geworfen.

An Artillerie ist keine Nation so reich, als die Französische. Schon unter der königlichen Regierung stand sie in vorzüglichem Ansehn. Durch die Revolution ist sie bis zur höchsten Vollkommenheit gestiegen. Die reitende Artillerie ist die wirksamste im Kriege. Daher haben die Franzosen während des Revolutionskriegs vorzüglich auf diese ihre Aufmerksamkeit gerichtet und sie immer vermehrt und vervollkommnet. Sie besteht nach Meusel aus 6 Regimentern und enthält nach dem Journal de Paris über 3229 Mann. Sie ist aber gewiß weit stärker. Die ganze Französische Artillerie war nach dieser Angabe über 24 tausend Mann stark. Man kann aber jetzt eine weit größere Zahl annehmen. Welche Menge von Kanonen haben die Franzosen nicht erobert? Werden sie nicht die besten benutzt haben und wird nicht der wichtigste Theil ihrer Armee beträchtlich vermehrt seyn? Die Oestreicher ha-

ben 4 Regimenter Artillerie und diese enthalten*) nur 14,569 Mann. Preußen hat gleichfalls nach Meusel nur 4 Regimenter und ein Bataillon Feldartillerie, nebst einem aus 7 Kompagnien bestehenden reitenden Bataillon!!

Die Zahl der Kanonen, welche die Franzosen gegenwärtig besitzen, ist unberechbar. Sie haben so viele erobert, daß, wenn sie auch noch so viele verlören, der Verlust so gleich ersetzt werden könnte. Welche vortreffliche Dienste werden ihnen die Kanonen aus der so berühmten Hannöverischen Stückgießerei leisten?

Einen großen Theil, der in Oestreich eroberten Kanonen hat Napoleon öffentlich verkaufen lassen. Er hatte schon so viele, daß er nicht damit zu bleiben wußte.

V.

Mehr wie Bajonette und Kanonen und der übrige Waffenapparat, entscheidet im Kriege das Genie des Feldherrn. Außer Klugheit,

*) Militärischer Kalender auf 1805. Berlin bei Unger.

Muth und Thätigkeit muß er noch eine Eigenschaft besitzen, die nur bei den Französischen Heeren recht geschätzt ist, nämlich List und Schlauigkeit. In der That, sein Heer und sein Vaterland sind glücklich, wenn er mit seinen übrigen Feldherrntalenten auch die Kriegslist vereinigt. Woher kommt es doch, daß diese im Alterthume so hoch in Ehren stand, und so oft und so vortheilhaft angewandt wurde, — und daß man heut zu Tage so wenig Gebrauch davon macht? Hannibal gewann seine meisten Schlachten durch Kriegslisten; Cäsar selbst siegte auf den Pharsalischen Feldern ebenfalls durch eine Kriegslist. In neuern Zeiten hat sich keiner mehr dadurch ausgezeichnet, als Friedrich der Große und Napoleon. Warum üben sich nicht alle Feldherren in dieser Eigenschaft? Es giebt ja eine Wissenschaft der Strategie. Schon Propyläus schrieb ein Buch von den Kriegslisten. Warum studiren nicht alle Söhne des Kriegs, diese ihnen so nöthige Wissenschaft? Warum wird sie nicht in den Kriegsschulen besser gelehrt, warum werden nicht täglich Uebungen in dieser Kunst angestellt? Jede menschliche Eigenschaft und Fähigkeit kann geübt werden. Nur die Uebung macht den Meister. Es ist freilich wahr, nicht immer gesellt sich zu einem großen Muthe die List, und einige halten die letztern für eine

niedrige Geisteseigenschaft. Allein die oben bemerkten Meister beweisen, daß sie dies nicht ist. Auch wird kein umfassender Kopf davon entblößt seyn.

Eins der nothwendigsten, der nützlichsten Hülfsmittel im Kriege sind ferner jene gefährlichen Menschen, die man Spione nennt. Die Kunst dieser Menschen ist eine der schwersten, die es giebt, und sie müssen in ihrer Art eben so geschickt, wie Minister und Feldherren seyn. Mit der Sprache ihrer Feinde vertraut und Meister in der Verstellungskunst dürfen sie selbst in den Kriegswissenschaften keine Fremdlinge seyn. Im Felde müssen sie die ganze Macht der Feinde und die Orte, wo sich diese aufgestellt befindet, oder ihre Hauptschwäche genau ausforschen.

Sie müssen überall und immer mitten unter den Feinden sich aufhalten. Sie müssen vorzüglich auskundschaften, was seine Absicht ist, wie, wann, wo, er angreifen oder sich vertheidigen will. Es muß ein eigenes Korps solcher Leute geben, das mit einander in Verbindung steht, und in Verbindung handelt. Der feindliche Oberfeldherr, oder diejenigen, von welchen die Direktion des Kriegs abhängt, müssen die vorzüglichsten Gegenstände ihrer Auskundschaftung seyn.

In dem vorigen und dem gegenwärtigen Kriege haben sich die Franzosen immer solcher

Spione bedient. Auch Friedrich II. hatte sie überall. Bei solchen Leuten darf kein Geld gespart werden. Sie sind im Kriege so unentbehrlich wie Pulver und Blei. Die Franzosen haben vortreffliche Bildungsanstalten für diese Leute; zu Paris ist es die musterhaft eingerichtete Polizei und bei den Armeen ist es die Gens'darmerie. Die Gensd'armen halten sich bei allen Armeen, bei allen Regimentern auf; sie haben die militärische Polizei; sie üben sich täglich in ihrer Kunst und sie bilden ein eigenes Korps unter den Französischen Truppen.

Es folgt also von selbst, daß sich bei der Französischen Armee geschickte Spione bilden müssen. Die Gensd'armen sind ausgelernt in ihrer Kunst. Eine Menge von Unterbedienten stehen mit ihnen in Verbindung.

Sehr häufig bedienen sie sich der Juden und Italiäner. Daher entgeht nicht leicht etwas von Bedeutung ihrer Aufmerksamkeit. Außer den Gesinnungen der angesehensten Personen, kannten die Gensd'armen im Hannöverischen sogar die Gesinnungen der Privatleute. Woher kommt es doch, daß solche Leute bei den Deutschen Armeen so wenig und bei den Franzosen so häufig benutzt werden? Rührt es nicht von ihnen her, daß die Franzosen fast immer mit den Planen ihrer Feinde bekannt sind, daß sie ihnen so oft zuvor-

kommen, sie so oft überflügeln, umgehen, abschneiden und — schlagen.

VI.

Noch giebt es einige Vorzüge des Französischen Militärs, die in den Individuen selbst liegen.

Dahin rechne ich vorzüglich den außerordentlichen Gehorsam der Französischen Soldaten. Ohne Korporalstock und Spießruthe thut der Franzose, was er thun muß, eben so gut und noch besser, als andere Truppen. Er folgt, ich möchte sagen, ganz blindlings, demjenigen, der zunächst das Kommando über ihn hat. So folgt der Gemeine seinem Sergeant-Major, der Sergeant-Major seinem Hauptmann, der Hauptmann seinem Obersten, der Oberste seinem General. Keiner untersucht oder grübelt, ob es gut, ob es recht, ob es nützlich sey. Mit Grübeleien verderben sich die Franzosen die Zeit nicht. Wenn es Marsch heißt, so marschiren sie, ohne weitere Nachgedanken. Höchstens bringen sie einen Spaß darüber an. Selbst, wer zu Hause die Regierung führt, ist ihnen bei dem immerwährenden

Wechsel ziemlich gleichgültig geworden. Dem Direktorium gehorchten sie eben so sehr, wie der jetzigen Regierung. Kurz, sie kennen nur zunächst ihre Führer und befolgen zunächst die Befehle der letzten. Dieser Gehorsam gründet sich hauptsächlich in der großen Liebe zum Vaterlande, die den Franzosen eigen ist und weil sie sich in andere Länder und ihre Sprachen nicht finden können.

Die Franzosen besitzen ferner eine außerordentliche Gewandtheit, die man bei keinem andern Volke, keinen andern Truppen in einem so hohen Grade antrifft. Diese Menschen wissen nichts von ihrem Körper, den der Deutsche oft so schwer mit sich herumträgt. Unter den Soldaten habe ich fast gar keine Dickbäuche gesehen. Daher sind die Franzosen in der Regel so leicht und schlank. Weit in der Ferne unterscheiden sie sich schon von den Deutschen; aus dem Gange, aus den Bewegungen sieht man gleich, daß ein Franzose kommt. Diese außerordentliche Gewandtheit haben sie von Natur, durch ihr leichtes Geblüt, durch ihren muntern Geist; aber sie üben sich auch beständig durch die Kunst. Fast alle Französische Soldaten, insbesondere die Grenadiers, lernen das Fechten. Bei jeder Kompagnie giebt es Fechtmeister. Eben so lernen die Franzosen durchgehends das Tanzen. Daher ihre Ge-

wandtheit, ihre außerordentliche Leichtigkeit in allen Bewegungen, ihre Schnelligkeit in allen ihren Unternehmungen. Nirgends sind den Franzosen diese Eigenschaften nützlicher, als im Kriege. Sie erklettern die höchsten Gebirge ohne Anstrengung; sie setzen, wie die Gemsen, über die steilsten Felsen hinweg. Pässe, die ihre Feinde unübersteiglich hielten, sind sie überstiegen. So gar mit schweren Feldstücken kommen sie über den Bernhard herüber. Daher können die Franzosen so außerordentlich schnell marschiren; und mit Recht nennt man sie: die schnellfüßigen Franzosen. Eben diese Gewandtheit macht es, daß sie so gut Strapazen ertragen können. Sie machen sie sich leicht und vergessen sie sogleich.

Noch eine besondere Politik scheint sich die Französische Regierung in Ansehung der Religion erlaubt zu haben. Uerall ist in Frankreich die Katholische Religion wieder eingeführt, nur nicht beim Militär. Ohne Zweifel hat man geglaubt, daß die Katholische Religion dem Militär schädlich sey, daß es dadurch abergläubisch und furchtsam werde, und für die weltlichen Güter, wofür es doch nur eigentlich streitet, seine Achtung verlieren möge. Wirklich ist die ecclesia militans (die streitende Kirche) mehr für die mit leeren Dogmen streitenden Mönche, als für die im Felde streitenden Krieger gemacht. Die

Katholische Religion hat zu viele Gesetze, Gebräuche und Ceremonien, die dem Krieger hinderlich sind. Er darf nicht in die Messe und zur Beichte gehn und nicht den Rosenkranz beten, wenn ihn die Trompete zur Schlacht ruft. Wie dürfte der Krieger um eine Messe die Schlacht verlassen?

Obgleich ganz Frankreich daher in den heiligen Schooß der Kathol. Kirche zurückgekehrt ist, so hat man doch das Militär bei seinem Unglauben gelassen. Es geht weder in die Katholischen noch in andere Kirchen, noch sonst wohin, um Religionsübungen zu verrichten. Die ganze Hannöverische Armee hatte daher keine Feldpriester, keine Geistlichen. Auch sind solche nicht bei den übrigen Französischen Armeen.

Leider aber haben die Franzosen gar keine Religion und ihre Moral ist sehr locker, sehr leicht!! Dennoch sind die Franzosen gut und ehrlich. Keinem nehmen sie Leben und Eigenthum. In der finstersten Nacht kann man mitten unter ihnen herumgehn oder einem einzelnen allein begegnen; sie werden sich an keinem vergreifen. Von Diebstählen in Garnisonen oder auf ihren Märschen hat man im Hannöverischen nichts vernommen, wenigstens nichts von Bedeutung.

Woher diese ihre religiösen, ihre moralischen Handlungen, ohne Religion und Moral? Sehr

vortrefflich löset Schiller dieses Problem in dessen Abhandlung: zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

„Ein großer Schritt, sagt er, ist zur Ver„edlung geschehn, daß die Gesetze tugend„haft sind, wenn auch gleich noch nicht die „Menschen. Wo die Zwangspflichten von „dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die „Sitten. Den keine Strafe schreckt und „kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Ge„setze des Anstandes und der Ehre „in Schranken.

VII.

Im Kriege kommt alles darauf an, den Muth, die Tapferkeit und die Ausdauer der Truppen zu erhöhen und immer rege zu erhalten. Zu diesem Ende erläßt die Regierung und der kommandirende General so viele Proklamationen an die Armeen, die immer in einem hinreißenden Stiele, mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und mit Feuer abgefaßt sind.

In dem jetzigen Kriege hat Napoleon seine Heere fast täglich dadurch zu elektrisiren gewußt.

Oft liegen weise Verhaltungsregeln darin. Vor der Schlacht bei Austerlitz verordnete Napoleon in einer solchen Proklamation, daß keiner während der Schlacht Todte oder Verwundete wegtragen sollte, damit keine Lücke entstünde. Selbst Generale waren nicht ausgenommen.

Von solchen Proklamationen hört man fast nichts bei andern Armeen, und wird einmal eine erlassen: so ist sie eben so trocken als schläfrig. Bei der Französischen Armee gehören sie zur Tagesordnung, wenn Sachen von Wichtigkeit ausgeführt werden sollen. Sie werden in alle Sprachen gedruckt, welche die Truppen und Alliirten sprechen und jeder Soldat erhält Exemplare.

Ueberdies sucht noch jeder General insbesondere seinen Soldaten Muth und Tapferkeit einzuflößen. Er reitet durch die Glieder, er haranguirt seine Truppen und sucht auf alle Weise, ihre Liebe für Ehre und Vaterland zu entflammen. Gewöhnlich werden diese Anreden gedruckt und dann noch einmal unter die Truppen vertheilt. Solche Reden sind immer sehr meisterhaft ausgearbeitet, wenn sie gleich in der Regel zu wortreich sind. Allein sie sind genau auf die Truppen berechnet und sie verfehlen nicht leicht ihre Wirkung.

Um Europa und die lesende Welt sich zu gewinnen, bedienen sich die Franzosen aller vorzüg-

lichen Zeitungen. Sie sorgen auf das eifrigste, daß alle ihre an andere Höfe übergebene Noten, alle ihre Memoiren, alle ihre Rechtfertigungen in diesen Zeitungen abgedruckt werden. Eben so figuriren wenigstens im Auszuge ihre Siegesberichte, mit den lebhaftesten Farben geschildert, in diesen Blättern. Sie sind freilich sehr oft windig, aber für wen werden sie denn anders geschrieben, als für windige Leute?

Die Franzosen sorgen weißlich dafür, daß in den Hauptzeitungen nichts Nachtheiliges gegen sie eingerückt werde. Häufig senden sie selbst Nachrichten ein, wie sie solche abgedruckt zu sehen wünschen. Hievon nur ein Beispiel. Als in dem verwichenen Spätjahre Holland und Hannover fast ganz von Französischen Truppen verlassen waren, melderen die Hamburgischen Zeitungen, daß mehrere tausend Franzosen zu verschiedenen malen durch das Fürstenthum Osnabrück nach Hannover marschirt wären. Im Osnabrückischen aber hatte man keinen Mann gesehen. Man erkundigte sich bei den Herausgebern der Zeitungen, woher sie die Nachricht erhalten hätten. Ihre Antwort war: von Franzosen.

Man kennt überhaupt ihren Einfluß auf jene Zeitung, die in aller Händen ist, die durch die ganze Welt geht, auf die Deutschland stolz ist,

die Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Korrespondenten.

Einen ähnlichen Einfluß suchen sie auf die vorzüglichsten Journale zu erhalten.

So bestreben sich die Franzosen ihre Nation, so sich ihre Truppen, so sich selbst das Ausland zu gewinnen. Ist es ein Wunder, daß sie so wichtige und folgenreiche Siege erfochten, wenn die andern Regierungen, an das Alte gewohnt, sich nicht besserer oder wenigstens nicht eben so guter Mittel bedienen?

Für alle Heere passen zwar nicht die nämlichen Einrichtungen. Ich bin auch gar nicht der Meinung, daß man alle Neuerungen, welche die Franzosen seit 15 Jahren mit ihrem Kriegswesen vorgenommen haben, nachahmen müsse. Es kann diese oder jene Anordnung für den Französischen Soldaten überaus passend seyn; für den Russen, für den Oestreicher würde sie vielleicht gar nichts taugen. Ich bin aber auf das vollkommenste überzeugt, daß die andern Mächte jetzt mehr denn jemals ihre größte Aufmerksamkeit auf ihr Militär richten müssen. Dies ist die einzige Grundfeste und Stütze ihrer Macht, ihrer Unabhängigkeit und Ruhe. Wollen sie selbständig seyn und bleiben, so können sie dies nur an der Spitze eines großen und geübten Heeres seyn.

Durch seine weit ausgedehnten Eroberungen, durch seinen eben so sehr sich ausbreitenden Einfluß durch die starke Befestigung aller seiner Gränzen, und vorzüglich durch sein zahlloses, starkes, wolgeübtes und meisterhaftes Heer zwingt Frankreich alle große Mächte, ihr eigenes Militär auf alle mögliche Weise zu vervollkommnen und zu verbessern, und dann sich alle an einander freundschaftlich anzuschließen. Geschieht dies nicht, so wird Frankreich der einzige Gesetzgeber Europa's seyn; eine Macht wird nach der andern ihre Selbständigkeit verlieren, und jede sich dem Willen Frankreichs unterwerfen müssen.

Jetzt vorzüglich ist der Augenblick wichtig und dringend. Einer der außerordentlichsten Menschen, die jemals gelebt haben, beherrscht den Französischen Staat und seine Heere mit allumfassender Gewalt; er hat die tauglichsten Männer zu Beamten seines Staats gewählt, und die besten Anführer an die Spitze seiner Heere gestellt. Diese letzten sind noch trunken von den Siegen, die sie über alle übrigen Europäischen Truppen erfochten haben. Durch den ganzen Staat und das ganze Heer herrscht nur ein Geist, nur eine lebendige, thätige Kraft. — Wird nicht Frankreich seinen gebietenden Einfluß überall ausüben, wenn die übrigen Mächte, eingedenk der Ruhe, die ihnen ein vorübergehender Friede ge-

währt, ihre Hände in den Schooß legen? Jetzt muß gehandelt werden. Nachher wird es keine Zeit mehr zum Handeln seyn.

Freilich wird es wol nicht immer so bleiben, wie es jetzt in Frankreich ist. Aber es kann noch sehr lange so bleiben. Napoleon ist in der vollen Kraft seiner Jahre. Er ist nie kränklich, nie ungesund und scheint von seinem Körper gar nichts zu wissen. Er kann also noch sehr lange regieren, und unter seiner Regierung wird Frankreich immer an Macht gewinnen. Auch seine Feldherren, seine besten Offiziere, so wie fast alle seine Soldaten sind von dem nämlichen Alter. So lange alle diese Menschen noch existiren, wird auch Frankreichs Macht fortdauern.

Erst dann, wenn das Alter sie kraftlos und unthätig macht, oder wenn gar der Tod die meisten dahin gerafft hat; dann wird, dann muß sich Vieles in Frankreich ändern. Große Reiche bleiben nicht immer groß. Fallen ihre Stützen, ihre großen Männer, so fallen sie zuletzt selbst auseinander.

Die Persische Monarchie verschwand; Alexanders Monarchie lösete sich in Trümmer auf; die Römische Weltherrschaft selbst gieng endlich zu Grunde. Bei der jetzigen großen Aufklärung in allen Europäischen Ländern kann zwar keine neue Weltmonarchie entstehen. Aber es kann

doch nie ein Reich einen so gewaltigen Einfluß auf die übrigen erhalten, daß dieser von Despotie nicht zu unterscheiden ist.

Wollen nun die übrigen Reiche geduldig zusehen, daß sich diese Despotie bildet und festsetzt, oder wollen sie es ruhig abwarten, bis sie sich allmählig selbst auflöset? In beiden Fällen ist nichts mehr zu befürchten, als daß sie ihre Selbständigkeit einbüßen.

B.

Privatleben der Franzosen im Hannöverischen.

I.

Alle Franzosen, vorzüglich die Militärpersonen, unterscheiden sich gleich durch ihr höfliches, durch ihr lebendiges, durch ihr aufgeräumtes Wesen. Das sind Eigenschaften, die ihnen anfangs alle Herzen gewinnen. Dabei haben sie fast alle, selbst Gemeine, einen guten Anstand, und ihre Sitten sind fein und abgeschliffen. Fast in allen Gesellschaften wissen sie sich daher gut zu betragen. Sie sind ferner fast alle sehr beredt und nicht sparsam mit ihren Worten. Es erklärt sich daher sehr leicht, warum sie sich bei Freunden und Feinden sobald einzuschmeicheln verstehn.

Aber die Nation ist unbeständig und leichtsinnig. Im Felde scheint das Militär eine Ausnahme zu machen (worüber ich oben bereits die Ursachen angegeben) aber nicht so im Privatleben. Hier ist es recht sehr flatterhaft. Nicht lange hält daher eine Verbindung, welche die Franzosen anknüpfen.

In Rücksicht der Liebe heißt es von ihnen:

Die Lieb' ist immer neu,
Dies ist Soldaten Treu.

Da aber jeder Franzose im Anfang gefällt, so kann es nicht fehlen, daß er fast überall eine gute Aufnahme findet.

Diese fand er vorzüglich im Hannöverischen. Der Hannoveraner ist bieder und gutherzig. Er kam jenem also mit aufrichtigen und edlen Gesinnungen entgegen. Er hoffte auch wol sein Schicksal dadurch zu erleichtern. Daher entstand bald zwischen beiden Nationen eine gewisse Achtung und Vertraulichkeit. Daher suchten die Hannoveraner den Franzosen ihren Aufenthalt im Hannöverischen so angenehm als möglich zu machen. Man zog sie in alle Gesellschaften, und selbst von den engeren Familienzirkeln wurden sie nicht ausgeschlossen. Man bewirthete sie vortrefflich, man kochte für sie besonders; die Offiziere erhielten Mittag und Abends Wein, Deserte, Liqueurs; die Frauenzimmer insbesondre bemühten

sich ihre Gäste auf das angenehmste zu unterhalten. Daher befanden sich die Franzosen im Hannöverischen äußerst glücklich, und es waren kaum zwei Monate vergangen, so lebten sie unter den Hannoveranern wie zu Hause. Mit beklommenen Herzen verließen sie ihre Wirthe im Herbste 1805. Aus der weitesten Ferne äußerte sich ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit in wiederholten Briefen.

So bald die Franzosen voraus sahen, daß ihr Aufenthalt im Hannöverischen von Dauer seyn würde, suchten sie sich so wie in Garnisonen und in Friedenszeiten, einzurichten. Sie ließen sich alle ihre besten Sachen nachkommen, sie besuchten alle Buden und kauften sich Kleidungsstücke und eine Menge von Putzsachen. Auf das Aeußere wendet der Franzose alles. Nie kann er kostbar genug gekleidet gehen. Vor allen stutzten sich die Kommissärs auf. Leute, die bei uns in zerlumpten Kleidern ankamen, giengen nach einigen Wochen wie die reichsten Leute in den elegantesten Kleidern einher. Eine so schnelle Metamorphose war den Deutschen eine Art von Wunder. Selbst die gemeinsten Soldaten wußten sich nicht fein genug aufzustutzen. Eine schöne lederne Kappe auf dem Kopfe, ein niedliches knapp anschließendes Kollet, lange Pantalons, waren die Lieblingstrachten, in welchen sie zu gefallen suchten.

II.

Da in Frankreich jeder, den das Loos trifft, dem Konscriptionssysteme gemäß, dienen muß, so sollte man glauben, daß selbst unter den gemeinsten Soldaten sich sehr viele Leute von angesehenen und reichen Familien fänden. Aber dieses ist äußerst selten der Fall. Die Söhne reicher und angesehener Eltern fanden bald Mittel sich Offizierstellen zu verschaffen, oder sich bald auf diese, bald auf jene Art aus dem Militär zu entfernen. In Frankreich weiß man so gut wie anderswo sich von dem Militärdienste loszukaufen, Untauglichkeit zum Dienst, Kränklichkeiten, u. s. w. vorzuschützen. Jeder, den das Loos trifft, kann überdies einen andern für sich stellen, und es giebt immer arme Burschen genug, die für ein gutes Stück Geld sich kaufen lassen. So wußten reiche und angesehene Leute ihre Söhne dem Dienst zu entziehen.

In Frankreich kann man also sagen sind es reiche Privatleute, die einen großen Theil der Truppen werben. Der Staat verliert nichts dadurch, er gewinnet vielmehr. Die Werbung, das Handgeld, kostet ihm nichts und es dürfen nur Eingeborne, keine Fremde gestellt werden.

Ein großer Theil, den das Loos getroffen,

hat sich außerdem in den vielen öffentlichen Büreaus ein Unterkommen zu verschaffen gewußt, daher dieselben auch so gepfropft voll sind. Ein andrer Theil folgt der Armee, als Kommissair, als Aufseher, als Employé, bei den Regimentern, bei den Hospitälern, bei der Militärkasse, bei dem Fuhrwesen, u. s. w. Mit der Französischen Armee rückten so viele Employés ins Hannöverische ein, daß ihre Anzahl furchtbar wurde, ja, es kamen so viele, die erst noch Emploi suchten, daß sie nicht unterzubringen waren und wieder zurück wandern mußten. Die Offiziere sind diesen Leuten in der Regel nicht gut. Sie wissen sehr wol, daß sie die Dienste verrichten, wovon diese Leute den Vortheil ziehen.

Jetzt herrscht unter dem Französischen Militär eine große Abstuffung, ganz wie bei andern Truppen. Kein Unteroffizier geht mit einem Gemeinen, kein Offizier mit einem Unteroffizier in Gesellschaft. Unter den Gemeinen selbst hat sich eine große Rangstuffe gebildet. Husaren und Chasseurs sind vornehmer wie Infanteristen, und unter diesen sind die vornehmsten die Grenadiers. Letzte behaupten indeß mit den Husaren und Chasseurs gleichen Rang. Alle zusammen haben keinen Umgang mit den gemeinen Infanteristen.

Ein Husar, ein Grenadier wird degradirt, wenn er als gemeiner Musketier dienen muß.

Unter den Truppen selbst bemerkt man wenig Vertraulichkeit. Die Soldaten ein und desselben Regiments kennen sich sehr wenig, und mit den Soldaten anderer Regimenter haben sie fast gar keine Bekanntschaft. Sie gehen sich vorbei, als Fremde, ohne sich zu grüßen.

Unter den Offizieren herrscht dagegen eine größere Geselligkeit. Sie kommen öfterer zusammen, bei Musterungen, bei Lustlagern, bei Abstimmungen und andern Feierlichkeiten; dann werden Gastmale und Bälle veranstaltet, wo sich die Offiziere von verschiedenen Regimentern kennen lernen und leicht Freundschaften stiften.

Unter den Offizieren herrscht auch keine so große Rangordnung. Zwischen dem ersten und zweiten Lieutenannt und dem Hauptmann wird fast gar kein Unterschied gemacht. Ein Kommandant vom Bataillon, ein Großmajor, fühlt sich indeß schon wichtiger. Der Oberst eines Regiments genießt die größte Achtung, und jeder Offizier buhlt um seine Gunst; denn auf seine Empfehlungen wird nicht bloß bei Beförderungen die größte Rücksicht genommen, sondern als Erster des Regiments übt er auch über dieses die größte Gewalt aus. In noch größerem Ansehen steht natürlich ein General. Wenn ein solcher

zuerst in die Stadt kommt, wo er seinen Aufenthalt nimmt, so rückt ihm zu Ehren das ganze Regiment aus, und empfängt ihn mit der größten Feierlichkeit. Dergleichen Aufzüge lieben die Franzosen sehr; sie haben dadurch Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auch auf ihre Personen zu ziehen.

III.

Was bei dem gesammten Französischen Militär zuerst auffällt, ist der außerordentliche Hang zum Vergnügen. Dieses ist es, was jeder sucht, und warum er sich die größten Aufopferungen gefallen läßt.

Man kann daher sagen, daß jeder Franzose nach diesem, als seinem höchsten Ziel, ohne Aufhören läuft, rennt, fliegt. Sie sind sehr sinnreich, um es in seinem ganzen Umfange genießen zu können. Keine Nation wird auch so viele und so mancherlei Vergnügungsarten kennen, als die Französische.

Vor allen sind es die Frauenzimmer, die den Franzosen das meiste Vergnügen gewähren. Ihr Umgang und ihr — Genuß ist daher

das Höchste, wonach sie streben. Daher sind sie vom Morgen bis spät in die Nacht beschäftigt, um sich ihnen gefällig zu machen; daher gehen sie immer so geputzt, so geschniegelt einher, daher sind sie immer mit Wohlgerüchen aller Art versehen.

Sie sind an allen Orten, wo sich nur Frauenzimmer befinden, und suchen gleich die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu ziehen. Vorzüglich glauben sie, dies durch ihre körperliche Gewandtheit und die Geläufigkeit ihrer Zunge zu können. Sind sie im Freien, so machen sie Luftsprünge aller Art, sie laufen und rennen, schaukeln sich, spielen mit Bällen, mit Kegeln oder was es sonst giebt; kurz, sie sind immer lebendig, und sind dabei so laut, daß man nichts hört und sieht, als diese lustigen Menschen. In Gesellschaften suchen sie alle mögliche Arten von Gesellschaftsspielen auf, um die Schönen zu belustigen und sich ihrer Unterhaltung zu bemeistern. Nirgends sind sie mehr an ihrem Orte, als auf Bällen. Hier suchen sie alle ihre körperlichen Geschicklichkeiten zu entfalten. Sie lehren die Damen selbst ihre Französischen Tänze, und kaum sind diese etwas zugelernt, so springen sie schon lustig mit ihnen herum. Vorzüglich haben sie die Deutschen Walzer lieb gewonnen. Indessen tanzen sie auch die Schottischen Tänze mit. Sind

ihnen diese gleich zu einförmig, so sind sie doch die geschwindesten Tänze, die Menschen mit so heftigen Temperamenten auf die Dauer nicht mißfallen können.

Gleiches mit Gleichem gesellt sich gern. Schon vor mir hat Jemand im Freimüthigen die Franzosen mit Weibern verglichen, und dieses Gleichniß sehr treffend durchgeführt. Ich hatte schon lange vorher diese nämliche Bemerkung gemacht, und habe sie auch nachher immer bestätigt gefunden. So tapfer, so heroisch auch die Französischen Krieger sind, so haben sie doch viel Weibliches in ihrem Karakter und in ihrem ganzen Wesen. Sie sind eben so leichtsinnig, eben so reizbar, eben so empfindlich, eben so lebhaft, eben so veränderlich, wie das Frauenzimmer. Sie sind, wie Arndt in seinem Germanien und Europa die Franzosen überhaupt karakterisirt, ganz Geist, und haben, wie er sich etwas komisch ausdruckt, wenig Seele; das soll heißen: sie haben viel Verstand und Witz, aber wenig Empfindung, kein Herz, welches eines bleibenden Eindrucks fähig wäre.

Gleiches sucht sich, Gleiches findet sich. Die Franzosen werfen das Garn nach allen hübschen Frauenzimmern aus, und diese sind eher, als die

Tanten und Baasen, die Papa's und Mama's es vermuthen, — umgarnt.

So ganz mit dem Temperament der Frauenzimmer ausgestattet, kann es den Franzosen nicht fehlen, diese sehr bald an sich zu ziehen und zu fesseln. Ein schönes Frauenzimmer gewonnen zu haben, ist ihr höchster Triumph. Ein Frauenzimmer zu besiegen, soll eben kein schweres Stück Arbeit, selbst für keinen Deutschen seyn. Wie viel leichter muß sie den Franzosen werden, die zu diesem Siege alle ihre Künste, alle ihre Kenntnisse aufbieten, und deren Thätigkeit in dieser Rücksicht in immerwährender Anstrengung ist! Das Militär überhaupt findet eher Eingang bei den Damen, als jeder andere Stand. Welche wichtige Eroberungen haben nicht schon die Federbüsche gemacht? — Allein ich kenne kein Militär, welches sich so sehr die Gunst der Frauenzimmer erworben hätte, als das Französische. Und was ist natürlicher? Die Franzosen finden sich in den Frauenzimmern, die Frauenzimmer in den Franzosen wieder.

IV.

So sehr die Franzosen sich vor den Deutschen Frauenzimmern schmiegen, so sehr sie alle ihre Künste aufbieten, um sich ihre Gunst zu verschaffen; so wenig bekümmern sie sich um die Deutschen Männer. Geschieht es einmal, so kann man gewiß seyn, daß es bloß ihrer Töchter, ihrer Nichten, ihrer Weiber wegen geschieht. Nichts war den Franzosen angenehmer, als mit den schönen Hannoveranerinnen zu gehen, zu fahren, zu lustwandeln. Mit Hannöverischen Männern allein habe ich sie nie gehen sehen. Dieses war nicht bloß bei Offizieren, sondern selbst bei den gemeinsten Soldaten der Fall. Daher haben die Franzosen fast mit keinem Deutschen Manne eine genaue Freundschaft gestiftet.

Sind die Franzosen in gemischten Gesellschaften, so fragen sie nie, wer ist dieser oder jener Mann, und ginge er noch so vornehm gekleidet, trüge er die Nase noch so hoch. Gleich aber erkundigen sie sich nach allen hübschen Frauenzimmern in der Gesellschaft. Sie forschen nicht bloß ihre Namen, sondern auch ihre Vermögensumstände aus. Die Franzosen schließen gern und leicht eheliche Verbindungen mit Deutschen

Frauenzimmern; aber sie sind für ihre edeln Metalle eben so sehr, als für ihre Reize, eingenommen.

Daß sie die Deutschen Männer verschmähen, läßt sich leicht erklären. Sie finden sich in ihnen nicht wieder. Die Franzosen lieben am meisten sich selbst und was ihnen gleich ist. Zwischen ihnen und den Deutschen Männern findet aber gar keine Gleichheit Statt.

So abgeglättet, so geschniegelt auch das Aeußere der Franzosen ist, so ist doch ihr Inneres nicht so ausgebildet. Der Deutsche hat immer viel innern Gehalt. Der simple Bürger ist solide, ist ehrlich und hat einen hohen moralischen Karakter. Wie kann ihm der Franzose gefallen, dessen Leichtsinn über die ernsthaftesten Gegenstände hinweghüpft, der in der Regel unwissend ist, und doch immer Recht und das große Wort haben will?

Der Deutsche aus den mittlern und höhern Klassen hat zu viele Kenntnisse, um mit solchen Menschen, welchen es fast an allen Kenntnissen mangelt, sich unterhalten zu können. Und doch wollen die Franzosen immer unterhalten seyn! Soll sich ein solcher gebildeter Deutsche herablassen, gleich den Franzosen über ein leeres Nichts zu schwatzen? Dazu hat er ein zu großes Gefühl seines Werths. Das Frauenzimmer schwatzt,

wie die Franzosen über ein ewiges Nichts. Das Frauenzimmer versteht also die Franzosen, so wie diese das Frauenzimmer zu unterhalten. In Gegenwart der Deutschen Männer fühlt der Franzose immer seine Schwäche. Er könnte alles von ihnen lernen, und ist zu stolz, auch nur das geringste zu lernen. So unwissend er ist, so will er doch immer klüger und selbst gelehrter seyn. Er verläßt daher die Gesellschaft der Männer, sobald er kann, und zeigt ihnen nachher, daß er ein Mitglied der siegreichen Nation ist, wodurch er sich schon über alle andere Nationen erhoben fühlt; er läßt das Zeichen der Ehrenlegion flattern, er trotzt mit seiner Würde als Lieutenant, Hauptmann, Kommandant u. s. w. Diese Würde ist ihm genug, sich über den talentvollsten, den geschicktesten Deutschen zu erheben, und stolz über ihn hinwegzusehen. Wie kränkend ist dies für den Deutschen Mann von Verdienst, von Wissenschaft, von Talent! Ein solcher kann in der Regel von keinem Franzosen etwas lernen, und überhaupt ist er mit ihrer eigenen Litteratur bekannter, wie sie selbst. Die Franzosen kennen bloß diese; von der Deutschen Litteratur wissen sie durchgängig nichts. Und doch schmähen und verachten sie diese wol gar! Eben so fehlt es den Franzosen an allen übrigen soliden Wissenschaften. Dabei ist ihre Moral sehr oft ihrem Wissen ähn-

lich, ohne Stütze, ohne Grundsätze. Die Franzosen sind im Anfange immer gutherzig; aber es ist oft nur eine plötzliche Aufflammung, die auffällt, eben weil sie so schnell aufflammt, die aber schon wieder verflammt, ehe der Hahn einmal gekrähet hat.

Der Franzose ist immer eitel; er will immer mehr seyn, als er ist, er ist herrschsüchtig, er betrachtet die Deutschen wie Besiegte, und würdigt sie wol gar zu Thieren herunter, oder hält sie wenigstens für Tölpel. *) Wie kann der gebildete, der talentvolle, biedere, der karaktervolle, der anspruchslose Deutsche ein solches Volk lieben? Und wie kann eine Harmonie unter zwei so äußerst ungleichartigen Wesen eintreten? Diese fand daher auch nie im Hannöverischen Statt. Mir ist kein Beispiel bekannt, daß ein Franzose mit einem Deutschen eine wahre Freundschaft gepflogen hätte.

Und doch ist das Deutsche Herz so empfänglich für Freundschaft, und doch ist der Deutsche so zuvorkommend, so höflich, so offen, so bieder!! An wem liegt also die Schuld?

Es ist noch ein Glück, daß die Franzosen so

---

*) Ehemals nannten die Franzosen die Deutschen: les bêtes du Nord; jetzt nennen sie dieselben: les lourds Allemands.

sehr für die Deutschen Frauenzimmer eingenommen sind. Es giebt also doch noch zwischen ihnen und den Deutschen ein Bindungsmittel, und zwar ein sehr starkes. Was der Deutsche Mann von ihnen sonst nicht erhalten haben würde, erhielt er jetzt wegen seiner weiblichen Umgebungen. In Häusern, wo es hübsche Frauenzimmer gab, betrug sich der Franzose immer artiger, und machte weniger Foderungen. Der Franzose ist zwar immer höflich und wirklich auch dienstfertig. Wer aber bei einem Franzosen etwas Wichtiges zu suchen hat, dem ist zu rathen, es ja durch Frauenzimmer zu thun. Schon das Gesuch des Frauenzimmers wird seiner Eitelkeit schmeicheln, und die große Achtung und Nachgiebigkeit für dasselbe, wird es ihm kaum erlauben, es durch eine abschlägige Antwort zu betrüben. Mich wundert sehr, daß man dieses Mittel nicht mehr versucht hat. In traulichen Zirkeln könnten die Frauenzimmer das traurige Loos ihres Vaterlandes schildern. Wären sie recht patriotisch, so würden sie mit Wahrheit vorgeben, daß dieses sie hinderte, einen lebhaften Antheil an den Freuden der Gesellschaft zu nehmen. Was würde der Franzose nicht thun, um ihnen diese Freuden nicht zu verbittern, und sie wieder für die Gesellschaft zu gewinnen? Wie manches Land würde dadurch Erleichterung erhalten haben? Aber

wie viele giebt es der patriotischen Weiber? Sie tändeln lieber, als daß sie sich ihres Vaterlandes annehmen sollten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch den lustigen Einfall eines Hannöverischen gemeinen Mädchens erwähnen. „Alle fremden Mächte," sagte sie, „haben die Franzosen nicht besiegen können. Warum hat man ihnen nicht lauter hübsche Mädchen entgegen gesandt? Diese würden sie ohne Bajonette und Kanonen besiegt haben."

V.

Ich habe schon beiläufig bemerkt, daß die Franzosen sehr vieles von Deutschen hätten lernen können, diese aber fast nichts von ihnen. Die wenigsten Französischen Offiziere haben studirt. Sie sind fast alle in ihren früheſten Jahren durch die Requisitionen unter das Militär gekommen. Sie hatten also vorher keine Gelegenheit, sich auf Wissenschaften zu legen. Man sollte indeß vermuthen, daß sie wenigstens in den Kriegswissenschaften, in der Mathematik, in der Meß- und in der Zeichnenkunst bewandert wären. Aber

auch mit diesen Wissenschaften sind sie der Regel nach nicht vertraut. Was sie vom Kriege und der Kriegskunst wissen, haben sie meist durch Uebung gelernt. Sie sind daher mehr geübte, als gelernte, und noch weniger gelehrte Krieger. Die Subaltern-Offiziere kennen gewöhnlich nur ihren Dienst. Für das Uebrige lassen sie die Leute im Generalstabe und ihre Generale sorgen.

Zu den Offizieren des Generalstabs wählt man aus allen Regimentern die geschicktesten Leute aus. Ein Französischer Generalstab ist daher immer sehr trefflich zusammengesetzt. Diese Offiziere sind immer sehr erfahren in allen Kriegs- und dazu gehörigen Wissenschaften. Vorzüglich legen sie sich auf Taktik, auf alle Arten militärischer Manövres, auf die Strategie, auf die Zeichnen- und Rißkunst, und vor allen auf die Landkarten. Mit den besten Karten sind sie gewöhnlich versehen, und suchen sie noch überdies auf, wo sie sie finden können. Diese Offiziere avanziren sehr bald und vor den übrigen Regiments-Offizieren. Aus ihnen werden die Generale genommen, und sie selbst sind, so lange sie noch im Stabe sind, die rechte Hand derselben. Der Französische Generalstab ist ein vortreffliches Erziehungs-Institut für die Generalität. Im Frieden haben die Offiziere desselben Gelegenheit, ihre Wissenschaft zu studiren, alle mögliche Karten, Risse und Plane

zur Einsicht zu bekommen, und im Kriege selbst lernen sie praktisch den Krieg in seinem ganzen Umfange.

Die Offiziere des Stabs sind auch sonst sehr gebildet, und in andern Wissenschaften, vorzüglich in der Geschichte und den schönen Künsten bewandert. Sie zeichnen sich auch immer aus, durch ihre feinen Sitten, durch ihren gefälligen Anstand und durch die angenehme Haltung ihres Körpers.

Es giebt keine Regel ohne Ausnahme; man kann also leicht denken, daß sich auch unter den Subaltern-Offizieren einige Männer befinden, die sich auf Wissenschaften legen. Ja, dies ist selbst bei einigen Unteroffizieren und gemeinen Soldaten der Fall. Letzte werden sehr oft durch die Aussicht auf eine frühere Beförderung zum Studiren angespornt. Solche Leute suchen gewöhnlich Kriegs- und Geschichtswerke auf. Es giebt einige, die Tag und Nacht bei den Büchern sitzen.

Die sonderbarste Erscheinung, die mir vorkam, war ein Capitain du Genie, der sich fast mit nichts, als der Philologie beschäftigte. Er kannte alle Lateinische Klassiker, und, was sonderbar war, alle mögliche Ausgaben derselben. Auf meinem Zimmer waren einige, die in Frankreich herausgegeben waren. Er sagte,

noch ehe er hineingesehen hatte, aus ihrer äußern Form, voraus, daß diese in Frankreich, an dem und dem Orte, bei dem und dem Verleger, erschienen seyen. Er war in der That ein sehr gelehrter Mann; er korrespondirte mit Heyne in Göttingen, und ließ unserer Litteratur alle Gerechtigkeit wiederfahren. Er schätzte vorzüglich unsern Voß, unsern Wieland und Göthe. Ich habe überhaupt immer gefunden, daß die Franzosen, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, für unsere Litteratur eine große Hochachtung bezeigten.

Aber, wie gesagt, solche Männer giebt es unter den Franzosen sehr wenige. Sie laufen zu sehr den Vergnügen nach, als daß sie sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen könnten. Allen Fleiß verwenden sie auf ihr Aeußeres; ihre innere Bildung vernachläßigen sie. Es ist ihnen genug, über die gesellschaftlichen Angelegenheiten ein Langes und Breites schwatzen zu können; ein gut angebrachter Spaß gilt ihnen mehr, als Wissenschaft und Gelehrsamkeit. An unserer Litteratur ist ihnen nichts mehr auffallend, als die Menge der bei uns gedruckten und immer neu hinzuströmenden Bücher, Journale und Zeitschriften. Sie begreifen nicht, wie wir so viel und so vielerlei lesen mögen. Sie danken Gott, daß sie's nicht nöthig haben. Sonst sind

bei ihnen, so wie überall, die Romane an der Tagesordnung. Sie verschlingen sie, wie die Deutschen, und können nicht genug zu lesen bekommen. Mit dieser Lektüre beschäftigt sich der größte Theil der Offiziere und selbst der Unteroffiziere, besonders solche, die auf dem Lande liegen, wo es der Unterhaltung weniger giebt, und diese durch Bücher ersetzt werden muß.

Außer den Romanen lieben sie auch die Reisen, die Lebensbeschreibungen u. s. w. Philosophische Schriften gefallen ihnen nicht; die metaphysischen sind ihnen ein Greuel; von politischen Schriften mögen sie eben so wenig hören. Dessen ungeachtet sind es die Zeitungen, die sie vor allen andern Schriften lesen.

Die Franzosen hielten sich bei uns zwei und ein Viertel Jahr auf; sie hätten also vortrefflich die Schätze unserer Litteratur benutzen und unsere Sprache erlernen können. Aber für Menschen, deren Hauptzweck das Vergnügen ist, war dies zu mühsam. Auch glaubten sie, daß die Französische Litteratur vor allen den Vorzug hätte, und daß sie die Litteratur der übrigen Nationen entbehren könnten. Die Deutsche Sprache vollends war ihnen gar zu schwer. Alle, die sie anfiengen, ließen sie nach einiger Zeit wieder liegen. Während ihres Aufenthalts bei uns würde es ihnen nützlich gewesen seyn, wenn sie sich auch

mit unsern übrigen Einrichtungen bekannt gemacht hätten.

Frankreich hatte ja nicht bloß Soldaten, sondern auch eine Menge Civil-Bedienten zu uns gesandt. Aber diese bekümmerten sich mehr um unsere metallenen, als um unsere litterarischen Schätze. Jene lernten sie sehr bald und genau kennen. Aber die vortrefflichen Anstalten zu Göttingen, die dasige Bibliothek, die dasigen Vorlesungen über alle Fächer des menschlichen Wissens, die musterhaften Schulanstalten im Kurfürstenthume, die vortrefflichen ökonomischen und Kameral-Einrichtungen desselben, die Bergwerke des Harzes und ihr Betrieb, und so manche andere herrliche Privat- und Staatsanstalten, blieben ihnen unbekannt oder wurden doch von ihnen nicht benutzt.

Von jeher haben die Franzosen sich nicht um's Ausland bekümmert, selbst dann nicht, wenn sie mitten darin waren. Die Frauenzimmer sprachen hier fast alle Französisch. Warum sollten sie also die barbarische Deutsche Sprache lernen? Ihre Liebesbriefe konnten im Nothfall übersetzt werden.

Früh machte sie Villers in einer eigenen Schrift auf ihren Aufenthalt im Hannöverischen aufmerksam. Er zeigte, wie lehrreich ihnen dieser werden könnte. Aber diese Schrift fand un-

ter ihnen nur äusserst wenige Leser, und diese scheinen sie bald vergessen zu haben.

Nachher trat Hr. Mangourit mit seiner Schrift über Hannover auf. Auch er rühmte und pries die Hannoveraner, ihre Gelehrten, ihre Anstalten, ihre Regierung. Vielleicht hätte diese Schrift mehr Eingang gefunden; denn sie hüpft so federleicht über alle die bemerkten Gegenstände hinweg, daß es eben so leicht ist, alle diese Sachen in einem Hui kennen zu lernen. Den Deutschen hat Hr. Mangourit nichts Neues gesagt. Desto mehr Neuigkeiten wird seine Schrift für Franzosen enthalten.

VI.

So sehr auch der Franzose seine innere Bildung vernachlässiget, so weiß er doch vortrefflich zu leben. Selbst der gemeinste Soldat verbindet mit einem gefälligen Anstande sehr feine Sitten. Selten würde ein solcher verlegen seyn, wenn er in eine Deutsche Assemblee von Kavalieren träte. Man sieht dies deutlich bei den Offizieren. Diese sind gewöhnlich nur von gemeiner Herkunft. Es sind größtentheils Kinder der Revolution. Wäh=

rend derselben wurden die tauglichsten oder solche gewählt, zu welchen man das meiste Zutrauen hatte, wobei man nicht auf die Herkunft sah. Die Klügsten fanden leicht Mittel, auf sich die Wahl zu lenken. Aber auch diese waren nicht von vornehmer Geburt. Daher giebt es noch jetzt so viele unter ihnen, deren Eltern Brauer, Bäcker, Tischler, Krämer, ja wohl gar Bauern sind. Daher besitzt kein Offizier ein Vermögen. Sie leben alle nur von ihrer Besoldung. Reiche giebt es unter ihnen nicht. Dessen ungeachtet wird man dem Französischen Offizier nicht leicht seine Herkunft abmerken. Durch den häufigen Umgang mit dem Frauenzimmer und unter sich selbst, haben sie fast alle den hohen Grad der Bildung erreicht, der sie auszeichnet. Wie bald ein Offizier eine solche Bildung erlangt, hat Garve in seiner Abhandlung über das bürgerliche Air gezeigt. Schon als Ausländer sind sie dreister und muthiger, und werden durch keine Konvenienzen und Förmlichkeiten gehindert, die den Einheimischen einschränken, und ihm oft ein schüchternes Wesen geben. Der ausländische Offizier, um die Verhältnisse des Orts unbekümmert, macht der Tochter des Geheimen Raths so gut den Hof, als der simpelsten Bürgertochter.

Daher bekommen die Französischen Offiziere

den feinen Takt für Anstand und gute Sitten; daher sind sie so abgeglättet, so höflich, so artig.

Diese feinen Sitten sind die Ursachen, warum die Franzosen nie gegen den guten Ton der Gesellschaft anstoßen. Auch von keinem einzigen habe ich gehört, daß er sich in Gesellschaft unanständig betragen hätte. Von keinem weiß ich, daß er betrunken gewesen wäre, und die Gesellschaft gestört hätte. Und doch gab es so viele, so zahlreiche Bälle, wo sie mit Personen aller Art zusammentrafen. Selbst von keinem Streit, von keinem Duelle habe ich gehört, der auf diesen zwischen ihnen und andern vorgefallen wäre.

Das ist nicht bei allen Truppen so! Ich habe ein Beispiel erlebt, daß auf einem großen zahlreichen Balle ein förmlicher Krieg zwischen verschiedenen Militär entstand. Die Degen wurden gezuckt, die Klingen sauseten um die Ohren der Damen herum. Der Streit legte sich nicht eher, als zwei Offiziere unmittelbar darauf, in einem Nebenzimmer des Ballsaals sich — duellirten.

Ueberhaupt sind unter den Offizieren die Duelle gar nicht herrschend. In meinem Wohnorte, wo doch so viele und so verschiedene Offiziere einquartirt waren, habe ich nie von einem Duelle unter ihnen gehört.

Das ist in der That eine große Merkwürdigkeit bei einem so reizbaren Volke. Wer sollte glauben, daß die Franzosen ein leichteres, nicht so leicht aufwallendes Blut hätten, und verträglicher wären, als die Deutschen? Sie sind aber bei weiten höflicher, als die letzten. Diese Höflichkeit macht es, daß sie sich nicht leicht etwas Grobes und Beleidigendes sagen. Der Deutsche versteht selten einen Spaß. Bei den Franzosen ist das ganze Leben ein Spaß. Sie sind daran so gewöhnt, daß sie sich nie dadurch beleidigt finden. Sie lachen darüber, anstatt sich zu ärgern. Die Franzosen haben auch nicht so viele, wenigstens nicht so viele beleidigende Schimpfwörter als die Deutschen. Wie oft entsteht unter den letzten ein Zweikampf, wenn der eine von der Handlung des andern sagt, daß er sie lächerlich, daß er sie albern findet; und würde nicht auf der Stelle der Degen entscheiden, wenn er sie für dumm erklärte? Aus allen solchen Aeußerungen würde bei den Franzosen schwerlich ein Zweikampf entstehn. Brausen sie auf, so brausen sie zwar fürchterlich auf; aber das ganze Donnerwetter leert sich auf einmal aus, und die Streitenden fühlen sich erleichtert. Ist das Gewitter vorüber, so gehen sie wieder an Ort und Stelle, und nicht lange nachher, so denken diese vergessenen Leute weder an das Ge=

witter, noch an alle die fürchterlichen Donnerworte mehr.

Legt sich auf diese Weise nicht der Zorn, so eilen die Uebrigen herbei und stiften Frieden. Ist dieser nicht auf der Stelle zu schließen, so entfernen sie die Streiter, und am andern Morgen, bei verdampftem Zorn, suchen die Freunde das gute Vernehmen wieder herzustellen. So wird immer ein Zweikampf bei den Franzosen gütlich beigelegt. Was die Gesetze des Staats nicht verbannen können, hat Liebe zur Geselligkeit und die ihnen eigene Höflichkeit verbannt. Es herrscht daher unter den Französischen Offizieren eine Einigkeit, wie man sie bei keinen andern Truppen wahrnimmt.

VII.

Nichts muß bei dem Französischen Militär dem Beobachter mehr auffallen, als die große, unter demselben vorwaltende Einförmigkeit. Es ist, als ob sich die Franzosen alle gleich wären. Wenig Auszeichnung, wenig hervorstechendes Talent! Alles gewöhnliche Mittelmäßigkeit, mit dem Unterschiede, daß jeder gern etwas Witzi-

ges von sich giebt. Das ist aber so gemein, daß man auch hierin die gewöhnliche Einförmigkeit wahrnimmt.

So wie die Französische Sprache sich nur in sehr engen und sehr bestimmten Kreisen dreht; so ist es auch mit dem Leben der Franzosen. Dies ist bei dem einen ungefähr so, wie es bei dem andern ist. Vorzüglich auffallend ist dies bei dem gemeinen Soldaten.

Alle Soldaten, die wir im Quartir hatten, betrugen sich fast auf gleiche Weise, und zwar fast in allen ihren Handlungen. Daher wurden die Bürger so gut mit ihnen fertig. Sie behandelten den einen so, wie sie den andern behandelt hatten. So machten sie's dem Franzosen fast immer zu Danke.

Alle Soldaten, die wir im Quartire hatten, sangen vom Morgen bis zum Abend. Ich erwartete anfangs von einem so lustigen Volke nichts wie lustige Lieder zu hören. Allein es waren immer nur sehr schläfrige Kirchenmelodien. Sie sangen ferner ohne Ausnahme schlecht, und ohne alle Harmonie. Man hätte glauben sollen, es wären Küster gewesen, und keine lustige Soldaten.

In den Quartiren betrugen sich die Franzosen in Ganzen sehr gut. Sie kamen zur rechten Zeit zu Hause, zu Tische; sie ließen selten auf

sich warten. Der Wirth hatte in dieser Hinsicht wenig Last mit ihnen. Sie forschten aber bald die Vermögensumstände des Wirths aus; sahen sie, daß es im Hause parva suppellex war, so nahmen sie vorlieb, oder sie wechselten das Quartir. Sahen sie, daß der Wirth reich war, und mehr geben konnte, als er that, so machten sie auch größere Foderungen. In der Regel gewöhnten sie sich aber leicht an die häusliche Einrichtung ihrer Wirthe. Daher hört man von diesen fast allgemein, daß sie lieber Französische, als andere Truppen im Quartire haben. Die meisten Foderungen machten die Grenadiere und Chasseurs. Diese hatte man daher nicht gern. Auch mit den durchmarschirenden Truppen konnte man sich nicht so gut vertragen. Diese verließen sogleich ihre Wirthe wieder, und kümmerten sich daher weniger darum, ob sie mit ihnen zufrieden waren oder nicht.

In einem Punkte kamen die Franzosen alle überein, nämlich in gutem Essen und Trinken. Sie aßen eben so viel, wie die Deutschen, und nichts gieng ihnen über gute Mahlzeiten. Sie äußerten dann oft ihre Zufriedenheit mit den Worten: Ah, c'est un diner fin, un souper delicat. Unter Weinen waren ihnen die rothen die liebsten. Sie warteten selten das Einschenken ihrer Wirthe ab; sie schenkten sich selbst ein.

Sie waren übrigens sehr delikat, und eben nicht für die Hausmannskost; sie liebten das Wohlschmeckende, das Gaumenkitzelnde, Kraftsuppen, frühe Erbsen, Spinat, Blumenkohl, Salate, Endivien, Radieschen; vor allen Torten und Backwerk, eingemachte süßliche Früchte und Beeren, Ochsenfleisch, Wildpret, Krametsvögel, Westphälische Schinken u. s. w.

Sie ließen sich die besten Weine, die feinsten Liqueurs aus Frankreich kommen. Ja, sie gaben den Weinwirthen Addressen, um solche sich daher zu verschreiben. Gaben sie selbst ein Fest, so sorgten sie eifrig dafür, daß alle Speisen, Weine und Liqueurs de la prémiere qualité waren. Für ihren zarten Gaumen kochten die Deutschen oft nicht fein genug. Die Generale ließen sich daher ihre Köche aus Frankreich kommen.

Von den Deutschen und Holländern haben die Franzosen jetzt auch die Mode des Rauchens angenommen, welche sonst bei ihnen nicht üblich war, jetzt aber nun so gut, wie bei uns, ihnen zur Gewohnheit geworden ist.

Die Franzosen hatten überhaupt bei uns ihr Capua. Sie aßen und tranken gut und hatten nichts zu thun. Bei allen andern Truppen befinden sich eine Menge Handwerker, die an allen Orten, wo sie hinverlegt sind, sich Arbeit zu ver=

schaffen suchen. Aber bei den Französischen Truppen arbeitet kein einziger, und keiner bemüht sich darum, Arbeit zu bekommen. Ja sie helfen nicht einmal ihren Wirthen im Hause, im Garten oder im Felde. Zum Arbeiten scheinen sie zu stolz zu seyn. Wer immer siegt, gewöhnt sich die Ueberwundenen arbeiten zu lassen.

Eben weil das Militär nicht arbeitet, schweift es so sehr in der Liebe aus. Die Töchter des Landes tragen davon die Spuren. Es ist unbeschreiblich, wie viele Mädchen von den Franzosen beschwängert wurden. Man zählte ganze Straßen, wo kein Dienstmädchen frei war. Einige von diesen gingen so weit, daß sie sich's zur Ehre rechneten, wenn sie von einem Franzosen ein Kind hatten.

Aber wie betrogen sich die armen Dinger? Mir ist fast kein Beispiel bekannt, daß ein Franzose ein solches Mädchen geheirathet hätte. Und wie konnten sie sich hinreichend abfinden, da sie selbst nicht reich waren? In der Folge werden die vielen Franzosen=Kinder dem Lande zur Last fallen. Wäre das Land mit vielen Fabriken versehen, so würden diese künftig rüstige Arbeiter bekommen.

Bei uns waren sonst, besonders in den Landstädten, die Ehen heilig. Ehebrüche waren äußerst unbekannt. Jetzt scheint das Band der Ehe

viel lockerer geworden zu seyn. In dieser Hinsicht haben die Franzosen die Sitten bei uns gewaltig verdorben. Uebrigens war ihnen die zarte Jugend, die eben aufblühende Unschuld die liebste. Vor allen andern suchten sie Mädchen von 15 bis 16 Jahren zu ihren Vergnügungen auf. Wer sollte meinen, daß es angenehm seyn könne, die Unschuld so in ihrem Keime zu ersticken?

Man sollte glauben, daß die Lustseuche, die von den Franzosen den Namen führt, durch sie sehr verbreitet seyn müsse. Zum Glück ist dies nicht der Fall. Es wurden zwar viele Frauenzimmer angesteckt, und die Tripper und dergleichen geringere venerische Krankheiten mehrten sich, aber die Lustseuche selbst wurde nicht häufiger.

Die Französischen Aerzte sorgen sehr für die Reinlichkeit ihrer Truppen, und die venerischen Uebel suchen sie gleich in der Geburt zu unterdrücken. Indeß bestand doch ein großer Theil der Kranken in den Hospitälern aus venerischen Kranken. In Holland soll die Hälfte immer venerisch gewesen seyn.

Uebrigens hatten die Franzosen nicht sehr viele Kranke. Leute von so aufgeräumtem muntern Temperamente, die sich fast gar nicht ärgern, und sich nur immer Vergnügen zu machen suchen, werden nicht so leicht krank und erholen sich eher. Aus Kleinigkeiten machen sie sich

nichts. Den fröhlichen Menschen fällt überhaupt nicht so leicht eine Krankheit an, als den traurigen oder sanguinischen.

Die Franzosen waren aber auch fast alle in der Blüthe ihrer Jahre. Mehrere Aerzte wollen die Bemerkung gemacht haben, daß sie nicht so dauerhaft sind, wie andere Truppen. Sobald sie an die 50 hinaufrücken, sollen sie hinfällig und zum Dienst untauglich werden. Es ist wahr, sie leben alle sehr früh und schnell, und ein solches Leben nutzt sich sehr bald ab. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn ihre Kräfte früher abnähmen, als die Kräfte anderer Truppen, die überhaupt nicht so ausschweifend sind. Aus diesem Grunde dringt vielleicht Napoleon so sehr auf die Konskription. Diese verschafft ihm lauter junge Truppen, womit er am meisten ausrichten kann. Die Invaliden oder die Alten schickt er in die Garnisonen.

Ehe ich diese Betrachtungen schließe, will ich noch einige Partikularitäten anführen.

Als die Franzosen in unser Land rückten, standen sie wegen ihrer großen Thaten in einem so hohen Ansehen, daß die Bauern sogar vor gemeinen Soldaten den Hut abzogen. Ja, selbst vornehme Bürger nahmen gemeine Soldaten an ihre Tafel. Jeden Gemeinen nannte man Monsieur. Ueberhaupt bewies man ihnen eine so

große Hochachtung, wie man sie noch keinen Truppen bewiesen hatte. Dies legte sich aber sehr bald, als man sah, daß es mit Französischen Soldaten gerade wie mit andern Soldaten war.

Man sollte glauben, die Franzosen sprächen immer von ihren Siegen, von ihren großen ausgeführten Thaten. Nichts weniger. Sie sind ein sehr vergessenes Volk. Ihre Großthaten haben sie so gut vergessen, wie die Gräuel ihrer Revolution. Wenn sie nicht selbst bei einer Schlacht gewesen sind, so wissen sie wenig davon und kennen sie wol gar nicht. Ja, selbst die Geschichte der Feldzüge, welchen sie mit beigewohnt, war ihnen nicht so gut bekannt, als uns, die wir doch nur aus Büchern zu sprechen wußten. Sie hatten Länder, Städte und Orte vergessen. Dazu trägt viel ihre unbeschreiblich große Unkunde in der Erdbeschreibung bei. Als sie in's Hannöverische einrückten, hieß es, sie würden auch den Sund sperren. Mehrere Offiziere erkundigten sich alles Ernstes bei mir, wo der Fluß Sund läge, und ob man mit einem Korps gut überschiffen könne?

Franzosen ergetzen sich mit Kleinigkeiten, gerade so wie die Frauenzimmer. Ich sehe dort stundenlang eine Gruppe von Soldaten stehen. Jeder vorübergehende Franzose vermehrt den Haufen.

Alle unterhalten sich dem Scheine nach über die ernsthaftesten Gegenstände, und siehe, wie ich näher trete und nachforsche, höre ich, daß sie Morgen, weil es Sontag ist, alle in ihren neuen Kleidern auf der Wachtparade erscheinen sollen. Darüber entstanden so wichtige Gespräche, so viele Witzeleien, so lärmende Debatten, ac si fractus illaberetur orbis.

Immer unterscheiden sich die Franzosen durch ihr lautes Sprechen. Sind sie in Gesellschaft mit Deutschen, so vernimmt man von diesen fast nichts. Der Franzose ruft mehr, als daß er spricht, und überstimmt die Fremden. So wenig Gehalt seine Rede auch hat, so saalbadert er doch ohne Aufhören fort. Zum Glück verstehen die Deutschen nicht alles, wenn die Franzosen schnell sprechen. Welches unbedeutende Köhlergeschwätz würden sie sonst anhören müssen? Der Franzose spricht immer; daher ist ihm das Sprechen geläufig; er ist zu stolz, um glauben zu können, er spräche über ein leeres Nichts; darum spricht er so laut, darum schreit er so. Der Deutsche ist bescheiden, darum spricht er wenig und leise.

Das Militär ist in der Regel dem Spiele geneigt; das Französische weiß sich auch die Zeit durch bloße Unterhaltung zu vertreiben. An Orten, wo viel anders Militär liegt, pflegt man

bald Pharaobanken errichtet und die Hazardspiele überhaupt sich mehren zu sehen. Bei den Franzosen habe ich diese nie bemerkt. Sie spielten bloße Gesellschafts = und keine Hazardspiele, als vingt un. Sie haben zu wenig Vermögen, um sich an große Spiele wagen zu können. In Häusern lieben sie am meisten das Billardspiel; im Freien das Kegelschieben.

Keinen größern Lärm machten die Franzosen, als wenn es Fastnacht war. Die Offiziere ausgenommen, verkleidete sich dann beinahe das gesammte Militär. Keiner war zufrieden, der dann nicht in seiner Vermummung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Man sah ganze Gruppen und Gesellschaften auf den Straßen umherziehen. Je poßirlicher, je lächerlicher sie ihren Anzug machen, je mehr Lachen sie erregen konnten, desto lieber! Durch diese komischen Aufzüge setzten sie die ganze Stadt in Bewegung; die Bürger verließen ihre Werkstatt und gafften und belustigten sich an diesen lebendigen Karrikaturen. Drei Tage dauerte der Lärm, am dritten wurde der Fast = Nachts = Geck feierlich zu Grabe getragen.

So ist dies Volk; es sucht alles herbei, was ihm Vergnügen machen kann. In dieser Hinsicht ist jeder Franzose ein Philosoph. Denn geht nicht alle Philosophie darauf hinaus, sich die größt=

möglichste Summe angenehmer Empfindungen zu verschaffen?

Die ganze Karakteristik des Französischen Militärs läßt sich in folgenden Worten zusammen fassen:

> Der Franzose ist lebhaft, munter und höflich; er marschirt vortrefflich, er denkt leicht, er urtheilt schnell, er handelt kühn und entschlossen, ohne sich die Zeit mit langsamer Ueberlegung der Folgen zu verderben. Sein höchstes Ziel ist Ruhm; aber für die Hauptbestimmung seines Lebens hält er das Vergnügen.

Nachschrift

zu Th. I. Nr. XIV. Seite 77.

Das Schicksal des Hannöverischen Kurstaats **fängt an**, sich zu entwickeln.

Es ist dem Preußischen Monarchen gelungen, nicht bloß den Frieden mit Frankreich zu erhalten, sondern auch die Ruhe des nördlichen Deutschlands, und insbesondere Hannovers, zu sichern.

Durch seine kräftige Verwendung erhielt die durch Holland vorrückende Französische Nord-Armee den Befehl, nach Frankreich zurückzukehren. Sie hatte auch schon größtentheils Holland verlassen, und marschirte nach der Französischen Küste, um das halsbrechende Werk der Landung gegen England zu versuchen, oder durch Drohung dieser Landung England in gespannter Furcht zu erhalten. Selbst das Augereausche Korps trat seinen Rückzug an, und besetzte Frankfurt a. M. und einige Lahngegenden, (wovon die Ursache noch unbekannt ist).

Einer mit Frankreich getroffenen Preußischen Uebereinkunft zufolge, **sollen sämmtliche Französische Truppen das Hannöverische räumen**. Der General **Barbou** wird also die Festung Hameln wieder herausgeben, und sich mit seinen Truppen nach Frankreich zurückziehen.

Eben dieser Uebereinkunft gemäß, sollen bloß **Preußische Truppen** den Kurstaat besetzen. Zwei und

zwanzig tausend Mann Preußen sind auf dem Marsch nach dem Hannöverischen; ein großer Theil derselben ist bereits in das Kurfürstenthum eingerückt.

Der König von Preußen hat in einer öffentlichen Bekanntmachung vom 27sten Januar 1806 erklärt, daß die Besetzung der Hannöverischen Lande durch Preußische Truppen nothwendig gewesen sey, und daß die Ruhe des nördlichen Deutschlands nur dadurch hätte erhalten werden können. Das Land sollte aber, so viel nur immer möglich, geschont werden. Er Selbst, der König, wolle seine Armee nach dem Friedensfuße besolden; das Land solle bloß ihre Besoldung nach dem Kriegsfuße übernehmen, der ungefähr noch einmal so viel, wie der erstere beträgt.

Ueber die Bewirthung der Truppen in den Häusern ist zwar in der königlichen Verkündigung nichts bestimmt worden; allein man hat gegründete Hoffnung, daß man den Truppen nichts mehr zu reichen brauche, als vor einigen Jahren, da die Preußen gleichfalls Hannover besetzt hatten. Damals gab man ihnen Quartir, Licht und Feuer. Für alles Uebrige sorgten sie selbst.

Was die Besetzung selbst betrifft, so erklärt der König, daß er das Land bis zum Frieden in Verwahrung und Administration nehmen wolle. Es soll eine Preußische Oberverwaltung niedergesetzt werden, an welche sich die Hannöverischen Unterthanen in allen höhern Landesangelegenheiten wenden sollen. Diese oberste Verwaltung ist dem Herrn Staatsminister, Grafen von Schulenburg-Kehnert anvertraut, und zugleich ist derselbe zum Oberbefehlshaber über die Preußischen Truppen ernannt worden. Er ist deshalb mit einem sehr großen

Gefolge von Geschäftsmännern und Räthen nach Hannover abgereist.

Der erhabene und großmüthige Preußische Monarch giebt den Hannoveranern eine sehr tröstliche Versicherung: Alle Einkünfte des Landes, die nach Abzug der Verwaltungskosten übrig bleiben, sollen zum Besten des Kurstaats und zur Tilgung der Schulden, verwandt werden.

Wenn nun die Hannoveraner bedenken, daß die Franzosen in vollem Marsch nach Hannover waren, und das Land mit einer weit größern Heeresmacht als im Junius 1803 überzogen haben würden, falls nicht die Preußen jetzt statt ihrer das Land besetzt hätten; so haben sie wahrlich die größte Ursache, dem König von Preußen auf das ehrerbietigste zu danken, daß er die Besetzung des Kurstaats übernommen hat.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Besoldung der Preußischen Truppen um die Hälfte weniger kosten, als die Besoldung der Französischen. Die Summen, die ehemals auf die Besoldung des aufgelösten Hannöverischen Korps verwandt wurden, und diejenigen, die nach Abzug der nothwendigen Ausgaben selbst zur Zeit der Französischen Besetzung übrig blieben, und die nach meiner Berechnung im 1sten Theil Nr. IX., 2 Millionen Rthlr. betrugen, werden nicht allein zum Unterhalt des Preußischen Heeres völlig hinreichen; sondern es wird auch noch ein beträchtlicher Ueberschuß bleiben, der zum Besten des Landes verwandt werden kann.

Der Kurstaat wird also nicht von neuen mit Schulden beschwert werden. Die Preußische Verwaltung wird sogar die ältern abzutragen suchen. Es wird ferner nicht nöthig seyn, so viele außerordentliche Steuern

auszuschreiben, wie zur Zeit der Französischen Besetzung. Ein großer Theil der drückenden Kopfsteuer wird gänzlich wegfallen. Ueberdies pflegen die Preußen immer eine starke Kriegskasse bei sich zu führen. Ihr Sold ist nie im Rückstande und wird gänzlich im Lande verzehrt werden. Der Umlauf des Geldes wird also durch die Preußischen Truppen lebhaft vermehrt werden. Wie ganz anders verhielt sich dieses, als die Franzosen einrückten? Sie kamen mit geleerten Börsen; diese füllten sich erst, als sie durch den Hannöverischen Staat ihren Sold erhielten, und auch mit diesem ließ man sie immer um viele Monate im Rückstande.

Wenn die Franzosen in ein Land dringen, so muß dieses sogleich ihre ganze Heeresmacht unterhalten. Ihr erster Ueberfall ist immer am kostbarsten und beschwerlichsten. Sie haben keine Magazine, weder für Menschen, noch für Pferde. Sie erschöpfen also sogleich die Länder, in welche sie einbrechen.

Die Preußische Armee bringt sehr reichlich gefüllte Magazine mit. Es wird kein Mangel durch sie entstehen; ein solcher wird vielmehr durch sie gehoben werden. — — Haben also die Hannoveraner nicht die gegründetsten Ursachen, dem König von Preußen zu danken, daß er ihr Land, statt der Franzosen, besetzt?

Der vortreffliche Russische Monarch ist mit dieser Maßregel völlig einverstanden. Er hat dem Könige von Preußen seine Truppen überlassen und diese sind bereits in Begriff, sich aus dem Hannöverischen durch die Preußischen Staaten nach ihrem Vaterlande zu begeben. Das Englisch-Hannöverische Korps ist gleichfalls schon eingeschifft. Selbst die Schweden treten ihren Rückzug an,

obgleich ihr König erklärt hatte, daß er nicht eher als nach einer besondern Uebereinkunft mit dem Könige von Großbrittannien, das rechte Elbufer verlassen würde. Diese Uebereinkunft wird Englischer Seits nicht verzögert seyn.

Der König von England scheint die Besetzung seiner Hannöverischen Staaten durch Preußische Truppen nicht zu billigen. Ja es scheint, daß es ohne sein Vorwissen geschieht. Man muß dieses aus einer Bekanntmachung des Reichsgrafen von Münster schließen, die in einer Beilage zum 11ten Stück des Hannöverischen Wochenblatts von 1806 erschienen ist. Der Herr Graf erklärt in derselben, „daß er im Namen des Königs „von England gegen die bevorstehende Preußische Besitznahme protestirt habe; daß dies eine Maßregel sey, „die den Rechten des Königs von England zuwider wäre, „und die dieser, weit entfernt, dazu seine Einwilligung „zu geben, mißbillige. Er rathe indeß den Hannöverischen Unterthanen, sich dem Drange der Umstände zu „fügen und sich nicht zu widersetzen. Was ihn selbst betreffe, so wolle er, da er dem Lande nicht mehr nützlich sein könne, nach London zu dem Könige zurückkehren."

Während der kurzen Anwesenheit des Herrn Grafen in Hannover, konnten nur wenige Anordnungen von Wichtigkeit vorgenommen werden. Die merkwürdigsten, die hier eine Anführung verdienen, bestehen in folgenden Beförderungen: Der Herr Hofrichter von Bremer ist zum königlichen Staatsminister erhoben, und zwei der verdienstvollsten und gelehrtesten Hannoveraner, der Herr Hofrath Patje, und der Herr Kommerzrath Brandes, sind zu wirklichen Kabinetsräthen ernannt worden. —

Die Herren Staatsminister von Kielmannsegge und von Arnswaldt, und der Herr Kabinetsrath Rudloff wurden nicht wieder angestellt. Die beiden letzten hatten sonst den meisten Einfluß in dem Hannöverischen Ministerium. Vorzüglich war es Rudloff, der die wichtigsten Angelegenheiten leitete. Es wurde ihnen so vieles zur Last gelegt, daß man für nöthig fand, sie bei der neuen Organisation des Ministeriums zu übergehen.

So weit hat sich bis jetzt das Schicksal der Hannöverischen Lande entwickelt. Noch ist aber der Knoten nicht gelöset. Der mächtigste und wichtigste Gegner Frankreichs, Pitt, ist gestorben. Durch seinen Tod ist eine gänzliche Veränderung in dem Brittischen Ministerium erfolgt. Zwar ist Lord Grenville an seiner Stelle zum ersten Minister und dessen Freund Herr Windham zum Kriegsminister ernannt. Beide waren sonst immer sehr eifrige Gegner Frankreichs; beide riethen sonst immer zum Kriege, und ihre Partei hatte den größten Antheil daran, daß der Krieg mit Frankreich nach einem Jahre wieder erneuert wurde. Aber auch Herr Fox und seine Parthei sind in's Ministerium gekommen, und machen den größten Theil desselben aus. Fox selbst ist Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Er und seine Partei sprachen bisher immer für den Frieden. Noch in einer der letzten Parlamentssitzungen mißbilligte Fox das Staatssystem, welches Pitt befolgt hatte, nämlich das monopolisirende Handlungs- und das dadurch nöthig gewordene Kriegssystem. Fox und seine Partei werden daher auch jetzt wahrscheinlich zum Frieden rathen.

Das Schicksal der Hannöverischen Lande hängt von diesem Frieden ab. Noch ehe man die Absicht geäußert hat, diesen zu schließen, hat das nie ruhende immer voreilige Gerücht, schon eine Menge von Theilungsprojekten in Ansehung des Kurfürstenthums verbreitet. Alle diese Nachrichten müssen bis jetzt als grundlos betrachtet werden.

Diktirt Frankreich den Frieden; so wird es freilich suchen, England so viel als möglich vom festen Lande, und Hannover von England zu trennen. Dann wird zuverläßig keine andere Macht, als Preußen, das Kurfürstenthum erhalten. Für Preußen könnte kein Ländererwerb nützlicher seyn. Es beherrschte alsdann die Mündungen der 3 größten Ströme im nördlichen Deutschland und könnte also eine sehr große Handlung zur See führen, zuletzt gar eine beträchtliche Seemacht werden. Seine Staatskräfte würden überdies von neuen vermehrt, und seine übrigen Länder vortrefflich zusammengerundet werden. Würden dann noch die Meklenburgischen Länder gegen Baireuth und Anspach vertauscht, so würde Preußen als die vorzüglichste Macht in Norden ein mächtiges Bollwerk gegen Frankreich bilden.

Diktirt Frankreich nicht den Frieden; ist ihm vielmehr dessen baldiger Abschluß eben so nothwendig und vielleicht noch nothwendiger als England, so wird der Hannöverische Staat aller Wahrscheinlichkeit nach keine wesentliche Veränderung erfahren. Fox wird als auswärtiger Staatssekretär sehr für den Frieden, aber nicht zum Nachtheil Englands gesinnt seyn. Er wird die gute Meinung, die man von ihm hegt, und seinen Ruhm nicht vergebens aufopfern.

Er hat jetzt ein doppeltes Interesse, erstens als Brit-

tischer Patriot, in welcher Eigenschaft er bisher als die Hauptstütze und Schutzwehr des Volks betrachtet wurde, und zweitens als königlicher Staatsminister, in welcher Eigenschaft Jeder aus den Volke und zugleich Jeder vom Hofe von ihm fodert, daß er die Rechte des Königs auf alle mögliche Weise aufrecht erhalte. Nie würde der jetzige König seine Einwilligung zur Abtretung Hannovers geben! Der König ist zwar sehr alt, allein Personen seines Temperaments können ein sehr hohes Alter erreichen, und so ist es leicht möglich, daß er noch lange nach dem künftigen Frieden lebt. Aber auch sein Thronfolger wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, für seine Familiengüter eine große Vorliebe besitzen. Bei jeder Veränderung in England würden ihm seine Hannöverischen Stammländer doch übrig bleiben. König, Thronfolger und Staatssekretär sind also für die Erhaltung der Hannöverischen Lande interessirt.

Endlich muß und wird Frankreich doch auch nachgiebig seyn. Auf die Dauer kann England den Krieg länger aushalten, als Frankreich. England gewinnt *immer*, so lange er dauert. Troß aller Eroberungen zu Lande hat Frankreich bisher verloren. So lange der Krieg währt, muß es immer verlieren; denn so lange wird, ohne Handlung, sein Verlust immer von Bedeutung seyn. Ist also Frankreich auch nachgiebig, so wird es auf die Abtretung Hannovers an eine andere Macht nicht mit großem Nachdruck bestehen.

Geschrieben den 15ten Februar 1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

tier's Karakteristik dieses Generals. Desolle's Kommando. Warum er dieses nicht behielt?

XII. Reichsmarschall Bernadotte. Karakteristik desselben. Große von ihm eingeführte Ersparungen. Durch ihn bewirkter Abmarsch mehrerer Regimenter. Allgemeiner Ruhm dieses Mannes. Abmarsch der Französischen Armee. General Barbou. Besetzung der Festung Hameln. Verproviantirung dieser Festung.

XIII. Besetzung durch Preußische Truppen. Was Preußen hätte ausrichten können, wenn es seine Armee schnell in Marsch gesetzt? Ankunft Russischer Truppen in Hannover. Belagerung der Festung Hameln. Erscheinung eines Schwedischen Korps. Landung der Englisch-Hanöverischen Legion. Englische Werbungen. Wahrscheinliche Bestimmung aller dieser Truppen. Wozu sie hätten gebraucht werden können, und was geschehen mußte, um durch sie große Dinge auszurichten?

XIV. Wiedereinsetzung des Hannöverischen Staats-Ministeriums. Ankunft des Reichsgrafen von Münster. Karakteristik desselben. Wirkungen der Schlacht von Austerlitz. Trübe Aussichten. Neue Drangsale des Landes. Wie dem Hannöverischen Lande wieder aufgeholfen werden könnte?

XV. Rezensionen der wichtigsten über die Hannöverischen Angelegenheiten erschienenen Schriften. Warum keine auf die Nachwelt, nicht einmal auf das nächste Jahrzehend kommen werde.

Zweiter Theil

A. Karakteristik des Französischen Militärs in Allgemeinen.

I. Wie das Französische Militair ward, was es ist.

II. Fortdauer der wichtigsten durch die Revolution eingeführten militärischen Einrichtungen. Glänzende Aussichten für jeden geschickten, muthigen, entschlossenen und thätigen Mann. — Große Einigkeit unter den Französischen Truppen. Mächtiges allgemeines Ehrgefühl derselben.

III. Außerordentliche Schnelligkeit der Franzosen im Kriege.

IV. Ueber die neue Art ihrer Taktik. Das Bajonett der Franzosen. — Ihre große und vortreffliche Artillerie. Vorzüge ihrer reitenden Artillerie.

V. Ihre Kriegslisten. Mächtiges Hülfsmittel durch Spione. Wie diese in Frankreich gebildet werden.

VI. Wunderbarer Gehorsam der Französischen Truppen ohne körperliche Strafen. Gewandtheit derselben. Gänzliche Irreligiosität des Militärs. Absichtlich=politische Duldung derselben.

VII. Zweck und Nutzen der vielen Französischen Proklamationen, Anreden 2c. Benutzung aller Zeitungen.

B. Privatleben der Franzosen im Hannöverischen.

I. Feine und höfliche Sitten der Französischen Truppen. Ihre Kunst, sich schnell einzuschmeicheln. Gute Aufnahme der Franzosen im Hannöverischen. Wie sie sich hier einrichteten, um angenehm zu leben, und — zu gefallen.

II. Warum sich wenige Personen von guter und reicher Familie unter den gemeinen Soldaten befinden. Kommissairs und endlose Menge der Employe's. Rangordnung. Wenige Vertraulichkeit der Soldaten unter einander. Geselligkeit der Offiziere.

III. Großer allgemeiner Hang zum Vergnügen bei den Französischen Truppen. Ihre Liebe zum andern Geschlechte. Ihre in gewisser Rücksicht auffallende Aehnlichkeit mit diesem Geschlechte.

IV. Ihre Geringschätzung Deutscher Männer. Ursachen dieser Geringschätzung.

V. Ueber die litterärischen Kenntnisse der Franzosen und ihre auffallende Unwissenheit in allen Fächern der Wissenschaften, selbst der militärischen.

VI. Durchgängig gute Lebensart der Franzosen, selbst der Gemeinen, vorzüglich der Offiziere. Warum so wenige Duelle unter ihnen Statt finden?

VII. Auffallende Einförmigkeit unter den Französischen Truppen, nicht bloß in Ansehung der Lebensart, sondern auch der Talente, der Neigungen und Sitten. Ueber die Leckermäulerei der Franzosen, und das jetzt unter ihnen allgemein zur Mode gewordene Tabaksrauchen.

VIII. Allgemeines Müßiggehen der Französischen Truppen. Folgen für die Töchter des Landes. Verbreitetes Sittenverderbniß unter den Frauenzimmern. Geringe Anzahl der Kranken unter den Truppen. Kurzgefaßte Karakteristik der Franzosen in Allgemeinen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schelver, Ludwig H.

Das Kurfürstenthum Hannover unter den Franzosen in den Jahren 1803, 1804, 1
805 und dessen fernere Schicksale nebst einer genauen Karakteristik des
Französischen Militärs

S.l. 1806

Germ.sp. 403 nf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10021170-6